



Nemti

Manfred
Wloch

Manfred Wloch
Nenti

Das Buch:

Die Ermittler treten auf der Stelle. Der *Schlitzer*, wie er in der Öffentlichkeit genannt wird, hinterlässt keine verwertbaren Spuren.

Lukas Dux beschäftigt sich eingehend mit dem mysteriösen Symbol, mit dem die Opfer gezeichnet sind. Steckt sehr viel mehr dahinter, als auf den ersten Blick ersichtlich ist?

»Wir wissen nicht einmal, ob das Symbol eine Geschichte hat. Will sagen, hat es dieses schon einmal in einer Kultur gegeben? Und wenn, hatte es früher eine spezielle Bedeutung? Oder ist es einfach so, dass der Mörder ein abstraktes Symbol anbringt und uns damit zeigen will, dass das, was geschehen ist, allein sein Werk ist? So wie ein Maler sein Bild signiert.«

Auch die Lage der Leichenfundorte, die er auf einer Landkarte mit Fähnchen markiert, bringt keine neuen Erkenntnisse.

Am späten Abend erregt eine Sternenkongstellatıon Dux' Aufmerksamkeit. Immer wieder betrachtet er die Positionen der Sterne zueinander, und ein Verdacht schleicht sich in seine Gedanken ...

Der Autor:



Manfred Wloch erblickte 1949 in Langenberg bei Wuppertal das Licht der Welt.

Nach der Ausbildung zum Staatlich geprüften Maschinenbautechniker arbeitete er in verschiedenen Geschäftsbereichen des TÜVs, zuletzt in der Grafik-Abteilung. Mit seiner Frau und einem Hund lebt er seit 1997 in Essen.

Durch die Stille und die raue Landschaft der Eifel inspiriert, begann er zu schreiben.

Nemti

Manfred Wloch

Roman





Kostenlose XXL-Leseprobe

Besonders langes Lesevergnügen zum Reinschnupperrn:

Die bookhouse XXL-Leseproben umfassen
etwa 20 bis 25 % des Buchinhaltes.

Nemti

Manfred Wloch

Copyright © 2013 at Bookshouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookshouse Ltd.

Coverfotos: www.shutterstock.com

Satz: at Bookshouse Ltd.

Druck und Bindung: CPI books
Printed in Germany

ISBNs: 978-9963-52-006-0 (P-Book)

978-9963-52-007-7 (.pdf)

978-9963-52-008-4 (.epub)

978-9963-52-009-1 (.mobi)

978-9963-52-011-4 (.prc)

www.bookshouse.de

Urheberrechtlich geschütztes Material

Dies ist ein Kriminalroman. Die Geschichte spielt an real existierenden Orten in der Eifel, doch sind die Charaktere, die Geschichte und Detailbeschreibungen fiktiv. Namensähnlichkeiten mit verstorbenen oder lebenden Personen sind rein zufällig und in keiner Weise beabsichtigt. Auch die in dem Roman beschriebenen Geschehnisse haben sich nie ereignet. Sie sind der Fantasie des Autors entsprungen.

Prolog

Sein Feind in diesem Viertel ist die Dunkelheit, denn sie verbirgt ihn nicht. Von der Seine her kriecht der Abendnebel durch die Gasse und umwogt wie gespenstische Schemen die fahl leuchtenden Öllampen. Alexandre schlägt den Kragen seines Gehrocks hoch. Die Luft ist mit Feuchtigkeit geschwängert. Das Atmen fällt ihm schwer.

Langsam legt sich die Nacht über das Pariser Arrondissement de Popincourt. Um diese Zeit sollte niemand mehr in diesem Viertel unterwegs sein, wenn es nicht einen guten Grund dafür gibt, außer er steht auf der anderen Seite der Gesellschaft, die nichts von Gesetz und Ordnung hält. Schon in der Dämmerung treibt sich lichtscheues Gesindel herum und macht die Gegend unsicher und gefährlich.

Doch in den Armen der jungen Chantal hat er die Zeit vergessen.

Verunsichert blickt er sich nach allen Seiten um. In den Häusern ist kaum ein Licht zu erkennen. Nur ab und zu flackert hinter einer zerbrochenen oder blinden Fensterscheibe ein schummriges Kerzenlicht. Viele Fensterhöhlen sind mit Lumpen und alten Säcken notdürftig verhängt.

Er zieht den Kopf tiefer zwischen die Schultern und drückt den Knauf seines Gehstocks so fest, dass die Knöchel bleich hervortreten. In Zukunft muss er darauf achten, dass sich seine Besuche bei den Dirnen im Etablissement von Madame Rozier nicht so lange in den Abend hineinziehen.

Die Gasse ist eine der wenigen, die in diesem Viertel gepflastert sind. Niemand hat sich beim Verlegen der Quader sonderlich Mühe gegeben. Hervorstehende Steine

bilden in den kaum ausgeleuchteten Bereichen zwischen den Öllampen gemeine Stolperfallen. Er musste sich in Acht nehmen.

Angewidert blickt Alexandre auf den Schmutz und die Abfälle, die sich zu großen Haufen auftürmen. Übel riechende Fäkalien fließen durch die Gosse. Voller Ekel zieht er ein Schnupftuch aus der Tasche und drückt es vor Mund und Nase.

Sein Weg führt ihn an einem Haus vorbei, dessen Türen und Fenster dunkle Löcher im zerfallenden Mauerwerk bilden. Das unbewohnbare Erdgeschoss nutzt die Nachbarschaft als Abtritt. Der angrenzende Hof liegt voll Unrat und ist an Scheußlichkeit nicht zu überbieten. Generationen von Ratten bevölkern den stinkenden Müll. Einige der Tiere stellen sich drohend auf die Hinterbeine und fauchen ihn an. Sie sind nicht bereit, das Wenige mit ihm zu teilen. Alexandre weiß, eine unbedachte Bewegung in Richtung der Tiere reicht aus und sie greifen an. Er hat bereits die schmerzliche Erfahrung gemacht, und zieht es vor, sie in einem großen Bogen zu umgehen.

Der Nebel umhüllt ihn mittlerweile wie ein feuchtes Leichentuch. Im nächsten Augenblick hört er in einem dunklen Durchlass zwischen zwei Häusern ein Geräusch. Er spürt die Gegenwart des anderen und ein kalter Schauer läuft über seinen Rücken. Angestrengt lauscht er in den Nebel und ruft: »Qui est là?«, bekommt aber keine Antwort. Nur das rhythmische Schlagen eines Holzstocks auf dem Pflaster ist zu hören, das immer näher kommt. Ein unbehagliches Gefühl bemächtigt sich seiner. Das klingt nicht nur wie eine Drohung – es ist eine. Diese Erkenntnis trifft ihn bis ins Mark.

Plötzlich bricht das Licht des fast vollen Mondes durch die Wolkenschicht. Ein leichter Wind treibt die Nebelschwaden auseinander und gibt den Blick auf ein diffuses Objekt am Himmel frei, einen Kometen.

In der von Dunstschleiern durchzogenen Gasse erkennt Alexandre kaum mehr als die verwaschene Silhouette einer Gestalt, die mit der Umgebung verschmilzt. Schließlich kristallisiert sich im fahlen Dämmerlicht ein hagerer, zerlumpt gekleideter Mann heraus, der sich ihm mit festen Schritten nähert.

Er trägt eine zerschlissene dunkelblaue Uniformjacke mit weißen Knöpfen und rotem Kragen, die Jacke eines Grenadiers. In Höhe des linken Knies zierte ein mit Schmutz verkrustetes Loch die Hose. Die Hosenbeine sind ausgefranst.

Alexandre erkennt mit einem schnellen Blick ein Abzeichen. Die Gestalt ist ein Veteran des Ägypten-Feldzugs von General Napoléon Bonaparte.

Eiskalte Augen, die ein schäbiger Schlapphut beschattet, starren ihn an. Alexandre greift in die Tasche seines Gehrocks und holt eine Flasche *Élixir d'absinthe* hervor, die er der Gestalt reicht. »Bitte, Monsieur, probieren Sie. Dieser Wermutschnaps schmeckt vorzüglich.«

Doch der Veteran holt mit dem Knüppel aus und schlägt ihm die Flasche aus der Hand. Erschrocken weicht er einen Schritt zurück.

Dann geschieht es. Ohne ein Wort zu sagen, holt der Mann erneut aus. In Bruchteilen von Sekunden sieht er den Knüppel auf sich heruntersausen. Mit einem Aufschrei stürzt Alexandre zu Boden. Er hat mit einer Attacke gerechnet, aber nicht den Hauch einer Chance zur Gegenwehr. Mit einem letzten Gedanken an Chantal schwinden ihm die Sinne.



Am nächsten Morgen finden Spaziergänger in der Nähe der Kirche Sainte-Marguerite die Leiche eines Mannes. Sie liegt in einem Gebüsch hinter einer niedrigen Mauer.

Die Leute verständigen die Polizei. Bald stellt sich heraus, dass es sich bei dem Toten um Alexandre Beauchamp handelt. Er hat eine schwere Kopfverletzung, die von einem wuchtigen Schlag herrührt, der aber nicht tödlich war. Sein Leichnam wirkt blutleer. Der Täter hat ihm mit einer scharfen Klinge die Kehle aufgeschlitzt und in die rechte Wange ein Symbol eingeritzt.

Aus einem nicht nachvollziehbaren Grund sind die Hintergründe des Mordes so brisant, dass der *Erste Präfekt* der Pariser Polizei, Louis Nicolas Dubois, persönlich die Ermittlungen übernimmt. Es gibt bald einen Verdächtigen, doch dessen Unschuld stellt sich wenige Tage später heraus. Der Mord wird nie aufgeklärt.

Zwölf Tage später wird im berühmten Bois de Boulogne, dem Zufluchtsort von Gaunern und Verfolgten, unter einem Haufen verrotteten Reisigs eine weitere Leiche gefunden, auch sie ausgeblutet und mit dem Symbol gekennzeichnet. Wie schon Alexandre Beauchamp ist auch diesem Mann die Kehle durchschnitten worden – mit einer Waffe, die nicht identifiziert werden kann.

Es ist der dreißigste Vendémiaire im Jahr dreizehn der Republik, der 22. Oktober 1804.

Mittwoch, 1. August 2001

An der Landespolizeischule Rheinland-Pfalz fielen wegen einer grassierenden Grippewelle die Vorlesungen für die kommenden zwei Tage aus. Lukas überlegte, wie er die Zeit sinnvoll nutzen könnte. Schnell stand fest, dass er zu seinen Eltern nach Mayen fahren würde. Er suchte einige Lehrbücher heraus und legte sie in seinen Aktenkoffer. Danach griff er den Beutel mit der schmutzigen Wäsche und verstaute alles im Kofferraum seines Geländewagens.

Vorab ein gutes Frühstück und dann konnte es losgehen. Mit knurrendem Magen suchte er die Mensa auf.

Der Weg führte am Schwarzen Brett vorbei, an dem manchmal interessante Aushänge angebracht waren. Er überflog sie. Ein Informationsblatt des Observatoriums Hoher List bei Schalkenmehren weckte sein Interesse. Er nahm es herunter und studierte eingehend den Text. Seit Februar bot die Sternwarte der Universität Bonn, die Betreiberin des Observatoriums, einwöchige Beobachtungspraktika an. Unter Anleitung von Doktor Kamal el Hadary und Jan Gleißner konnten Schülerinnen und Schüler erste Erfahrungen auf verschiedenen Gebieten der Astronomie sammeln.

Jan Gleißner, der Name ließ ihn stutzen. Eine zufällige Namensgleichheit oder sollte das tatsächlich Jan sein, ein Klassenkamerad, den er vom Gymnasium her kannte? Vor fünf Jahren hatten sie das Abitur bestanden und sich danach aus den Augen verloren.

Kurz entschlossen änderte Lukas seinen Plan. Er würde nach Schalkenmehren fahren. Nach dem Frühstück machte er sich auf den Weg.

Lukas lenkte seinen Wagen auf einen Grasstreifen neben dem Zufahrtsweg zum Observatorium. Mit einem Blick aus dem Seitenfenster orientierte er sich. Auf der rechten Seite, in einem Talkessel, lag Schalkenmehren mit dem gleichnamigen Maar. Linker Hand standen auf dem Hang verstreut die Gebäude des Observatoriums. Er stieg aus und spazierte auf einen Abzweig zu, den er für den Eingang hielt. Leider gab es keinen Wegweiser. Weit und breit erblickte er keine Menschenseele. Zu welchem Gebäude sollte er gehen? Kurz entschlossen entschied er sich für den Weg, der nach links abging und zu einer Kuppel führte. Eine lange Freitreppe verlief den Hang hinauf zu den oberhalb gelegenen Häusern. Kaum aus der Puste gekommen, obwohl er das Tempo beim Treppensteigen drastisch gesteigert hatte, erreichte er das Hauptgebäude.

An den weiß gestrichenen Wänden im Eingangsbereich hingen Bilder von astronomischen Objekten, vermutlich aufgenommen mit den Instrumenten des Observatoriums. Die Fotos würde er sich später genauer ansehen, zunächst wollte er Jan suchen.

Aus einem der angrenzenden Räume drangen Geräusche an sein Ohr. Sacht drückte er die Tür auf und entdeckte einen Mann, der an einem Diaprojektor werkelte. Größe und Figur passten. Die blonden, gelockten Haare trug er allerdings kürzer als vor fünf Jahren. Das war eindeutig Jan.

Auf leisen Sohlen schlich sich Lukas an ihn heran und klatschte hinter seinem Kopf in die Hände. Jan fuhr zusammen, als wäre er gegen einen elektrisch geladenen Zaun gelaufen und wirbelte herum. Dabei stieß er gegen den Diaprojektor, der bis an den Rand des Regalbretts rutschte.

»Verdammt noch mal. Was soll denn das, du Blödmann?«

»Hallo, Jan.« Lukas setzte das breiteste Grinsen auf, zu dem er fähig war.

Jans grimmiger Gesichtsausdruck klärte sich, als er ihn erkannte. »Mensch, Lukas, du hier? Wir haben uns ja eine halbe Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

»Übertreib nicht. Es sind nur fünf Jahre.«

»Du hast dich kaum verändert, bist allerdings dicker geworden.«

»Falsch, nicht dicker, muskulöser.«

Jan fixierte ihn amüsiert von oben bis unten. »Und noch genauso schlagfertig wie früher.« Er hob die Hand und Lukas klatschte ab. »Was machst du hier?«

»Ich wollte dich treffen und etwas für meine Weiterbildung tun.«

»Woher weißt du, dass ich hier bin?«

»Von einem Faltblatt. Es hing bei uns am Schwarzen Brett.«

»Okay, wenn das so ist, bist du bei mir in den besten Händen.« Jan blickte auf seine Armbanduhr und zog die Nase kraus. »Aber erst muss ich den dämlichen Projektor in Gang bringen. Ein Dia hat sich verklemmt und der Transporthebel lässt sich nicht bewegen. Sobald das Gerät funktioniert, gehen wir einen Kaffee trinken. Einverstanden?«

»Gern.«

Jan zerrte und schüttelte das Gerät, bis es mit einem deutlichen Knacken das Dia freigab. Er schaltete den Projektor ein und testete alle Funktionen aus.

Lukas empfand die Geräusche als angenehm, den tief-frequenten Dauerton und das typische Ratschen, als ein Dia in den Strahlengang transportiert wurde. Darauf folgte ein klagend-quietschendes Summen, der Versuch der Mechanik, das Dia scharf zu stellen. Der eingebaute Ventilator pustete warme Luft heraus. Augenblicklich intensivierte sich der Geruch nach Maschinenöl.

»Was willst du eigentlich?«, neckte Lukas. »Er läuft doch tadellos.«

»Scheiß Technik.« Jan blickte ihn mit einem jungenhaften Lachen an. »Gestern wollte er partout nicht funktionieren. Komm, lass uns gehen.«

»Okay.«

In der Cafeteria hielt sich ein älteres Ehepaar auf, das sich leise unterhielt. Während Jan zum Tresen ging und die Bestellung aufgab, suchte Lukas in der Nähe der Fensterfront einen Tisch. Auf den Fensterbänken lagen, drapiert um Brocken rotbraunen Lavagesteins, künstliche Zweige des sogenannten Eifelgoldes, dem Besenginster.

»Ich halte gleich einen Diavortrag, Lukas. Kannst gern dazukommen und etwas lernen. Anschließend findet eine Führung statt.«

»Ist bestimmt eine interessante Sache. Wann geht's los?«

Bevor Jan antworten konnte, klingelte sein Mobiltelefon. »Manchmal hasse ich das Ding.« Mit verdrießlicher Miene nahm er das Gespräch entgegen.

Währenddessen ließ Lukas den Blick durch den Raum wandern. Über der Eingangstür entdeckte er ein laminiertes Blatt mit dem in Blau gehaltenen Emblem des Observatoriums.

»Tut mir leid«, meinte Jan enttäuscht, »aber ich muss weg. Die Arbeit ruft. Trink in Ruhe den Kaffee aus. Wir sehen uns später und quatschen von früher. Du kannst dich gleich in den Vorführraum setzen. In einer halben Stunde geht es los.«

»Ich werde dort sein«, versicherte Lukas und beglückwünschte sich zu dem Entschluss, hierher gefahren zu sein. Er hatte seinen alten Schulkameraden wiedergetroffen und bekam die Möglichkeit geboten, an einem Vortrag und einer Führung durch das Observatorium teilzunehmen. Es versprach, ein interessanter Tag zu werden. Losgelöst vom Lernstress, wollte er ihn genießen. Er streckte die Beine unter dem Tisch aus und trank genüsslich einen Schluck Kaffee.

Die Schatten von Bäumen vollführten auf der Wand, die dem Fenster gegenüberlag, einen wogenden Tanz. Dort stand eine Glasvitrine mit Nachbauten von alten astronomischen Instrumenten.

Er nahm einen Keks von der Untertasse und schob ihn in den Mund. Zufrieden kauend betrachtete er die Sonnenstrahlen, die in ein Dreikantprisma fielen und in ihre Spektralfarben aufgespalten wurden. Die Regenbogenfarben wanderten langsam über die weiße Raufaser, erreichten ein Foto der Mondoberfläche und vergingen.

Wenige Minuten später verließ er zufrieden die Cafeteria.

Lukas betrat den Vorführraum. Er war der erste Besucher. Die Einrichtung bestand aus vier Reihen einfacher Freischwingerstühle. Er setzte sich auf den, der der Tür am nächsten stand. Die Sitzschale aus verleimtem Holz knarrte und geriet ins Wippen. Ein Blick zur Decke zeigte ihm zwei Leuchtröhren. Sonnenlicht flutete durch ein Doppelfenster auf der rechten Seite herein. Mit den dunkelbraunen Molton-Vorhängen konnte das Fenster lichtdicht verhängt werden.

Die Wiedersehensfreude hatte ihn mutig gemacht, nun kam die Ernüchterung. Sollte er sich das tatsächlich antun?

Nach und nach trafen die anderen Gäste ein und suchten sich einen Platz. Als Letzter betrat ein älterer Mann den Vorführraum. Er drückte seine Zigarette in einer mit Sand gefüllten Schale neben der Tür aus. Angefacht durch einen kaum merklichen Luftzug, wehte der Geruch von kaltem Rauch in den Raum. Einige Stühle blieben unbesetzt.

Lukas drehte sich zur Tür, sah Jan eintreten und den Lichtschalter umlegen. Die Deckenleuchten flammten auf. Die Tür fiel mit einem dumpfen Geräusch ins Schloss. Augenblicklich legte sich der Geschmack von Pappe auf Lukas' Zunge, ein untrügliches Zeichen, dass er sich unwohl fühlte.

»Alles klar?« Jan war neben ihm stehen geblieben und klopfte ihm auf die Schulter.

Er lächelte. »Na sicher. Warum fragst du?«

»Du siehst bedrückt aus.«

»Blödsinn«, erwiderte Lukas barsch. Er ließ außer einer gewissen Unruhe in der Stimme keine Nervosität erkennen.

»Dann viel Spaß.«

Jan trat vor bis zu einem Pult, das neben der Perlleinwand aufgestellt war, und legte eine Mappe ab. An der vorderen Stuhlreihe vorbei ging er zum Fenster und zog die Vorhänge zu.

Lukas beobachtete ihn. Sein Magen krampfte. Teufel, er befand sich in einem Raum, zwei Meter fünfundzwanzig hoch, mit den Ausmaßen eines größeren Wohnzimmers.

Ein leises Summen verriet, dass Jan den Diaprojektor eingeschaltet hatte. Auf der Leinwand zeichnete sich ein unscharfes Bild ab.

»Würdest du bitte das Licht ausschalten, Lukas?«

Ausgerechnet ihm musste er dieses Ansinnen stellen. Er brauchte lange, die Hand dem Lichtschalter entgegenzustrecken, noch einmal so lange, ihn zu betätigen. Die Neonröhren erloschen. Die Dunkelheit schloss sich wie ein schwarzer Vorhang, nur durchdrungen vom Strahlenbündel des Projektors. Staubteilchen tanzten wie winzige Insekten im Licht.

Lukas' Geist öffnete sich seinen Ängsten. Beklemmender Druck machte sich in seinem Brustkorb breit. Er zitterte am ganzen Körper und spürte Übelkeit aufsteigen. Sein Herz raste. Ihn beschlich die Angst, keine Luft mehr zu bekommen. Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Was ist, wenn die anderen merkten, was mit ihm los war? Sie würden ihn angaffen und denken, dass er ein Schwächling oder Spinner wäre. Seine größte Angst, die Kontrolle über sich zu verlieren, verstärkte sich augenblicklich.

Du kannst einfach rausgehen, hörte er seine innere Stimme sagen. Du kannst aufstehen und gehen. Es ist nichts dabei. Sollte er nachgeben? Nein, verflucht, bleib da. Gib dem Gefühl nicht nach, kämpfe dagegen an. Konzentriere dich auf den Vortrag und die Dias. Denke vor allem nicht daran, was passieren könnte. Aus Angst entsteht noch mehr Angst. Verdammt noch mal, rei dich zusammen.

Aus der Dunkelheit ertönte Jans Stimme, der mit seinem Vortrag begann.

Akustisch vernahm Lukas seine Worte, aber er verstand sie nicht. Es war ihm unmöglich, sich zu konzentrieren. Er atmete schneller. Schweißperlen liefen ihm über die Wange. Fahrig rieb er die feuchten Hände gegeneinander. Verflixt, er musste lernen, der Angst das Feld nicht kampflos zu überlassen.

Lukas schreckte auf, als er Applaus vernahm und ein diffuses Licht aufblitzte. Jemand ging mit einer Taschenlampe vorbei. Im nächsten Augenblick summten die Neonröhren und flackerten auf. Jan hatte sie eingeschaltet. Das Bild auf der Leinwand verblasste. Ein Zuhörer schob die Vorhänge beiseite und Sonnenlicht fiel in den Raum.

Erleichtert atmete er auf. Wie lange Jans Vortrag gedauert hatte, konnte er nicht beurteilen. Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren und einen inneren Kampf ausgefochten.

Rascheln drang an sein Ohr. Kurze Zeit später sog er das Aroma eines Kräuterbonbons in seine Nase, dann den Duft einer Apfelsine. War das Einbildung oder a tatsächlich jemand Obst?

Hastig erhob er sich und stieß die Tür auf. Ein Schwall khler Luft wehte ihm entgegen. Schnell verließ er den Vorführraum. Endlich konnte er befreit atmen.

»Ist mein Vortrag verständlich bergekommen?« Jan war ihm in den Korridor gefolgt.

»Professionell. Aber das machst du ja täglich, oder?«, antwortete er gereizt. Er wunderte sich über die schroffe Entgegnung, denn sie entsprach nicht seinem Naturell. Vermutlich lag es daran, dass sein Unterbewusstsein ihm vorgaukelte, Jan hätte etwas von seiner Schwäche bemerkt.

»Und jetzt in die Cafeteria, zu einem Gespräch unter Männern, oder lieber die Führung?«, hörte er Jan unternehmungslustig fragen.

»Auf die Besichtigungstour verzichte ich. Die kann ich irgendwann nachholen. Lass uns reden.« Lukas hatte sich mittlerweile wieder vollständig unter Kontrolle. »Was ist mit dir? Musst du die Führung nicht leiten?«

»Normalerweise ja, aber ich habe Doktor el Hadary gebeten, sie zu übernehmen. Ich hab mir schon gedacht, dass du lieber reden möchtest.«

Die Tür eines Büroraums öffnete sich. Ein orientalisch aussehender Mann um die Vierzig, mit einer markanten Nase, trat in den Gang. Seine schwarzen Haare waren kurz geschnitten und ein dichter Bart umkränzte das Kinn. Er reichte Lukas gerade einmal bis zur Schulter. Schnurstracks kam er auf sie zu und stellte sich ihm als Doktor Kamal el Hadary vor.

»Sie sind also der Klassenkamerad von Jan. Freut mich, Sie kennenzulernen«, begrüßte er Lukas.

»Danke. Sie leiten hier die Führungen und Bildungsveranstaltungen?«

»Nur als Nebentätigkeit. Hauptberuflich bin ich Astrophysiker und beschäftige mich mit der Entstehung und Evolution von Sternen.«

»Hört sich spannend an.«

»Ist es auch, das können Sie mir glauben.« El Hadarys Augen strahlten. »Was für einen Stein tragen Sie um den Hals?«

»Einen Achat. Ich habe ihn selbst gefunden, in einem Steinbruch im Hunsrück. Er ist mein Talisman.«

»Und das ist mein Glücksbringer.« El Hadary zog an seiner Halskette und zeigte voller Stolz einen Skarabäus aus Speckstein.

»Er sieht toll aus«, sagte Lukas anerkennend. »Eine Antiquität?«

»Wo denken Sie hin. Er hat für mich einen ideellen Wert.« El Hadary blickte zu ihm hoch. »Sie sind aber sehr groß. Ich schätze mal zwei Meter.«

»Nicht ganz. Die letzten drei Zentimeter habe ich nicht mehr geschafft. Sie sprechen ein ausgezeichnetes Deutsch.«

»Nun ja. Ich bin in Düsseldorf geboren. Mein Vater ist Ägypter und meine Mutter eine Deutsche. Sie studieren auch in Bonn?«

»Nein, an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung, Fachbereich Polizei, wie die offizielle Bezeichnung lautet.«

»Mit welchem Berufsziel, wenn ich fragen darf?«

»Kriminalhauptkommissar. Ich möchte später ein Dezernat bei der Kripo leiten.«

»Dazu wünsche ich Ihnen viel Erfolg. Entschuldigen Sie mich jetzt bitte, die Besucher werden ungeduldig.«

El Hadary wechselte einige Worte mit Jan und ging in Richtung des Vorführraums davon.

»Nichts wie weg«, sagte Jan und zog Lukas mit sich fort, »bevor jemand auf die Idee kommt, mich mit Arbeit zu betrauen. Dein Eindruck?«

»Von el Hadary? Scheint ein sympathischer und gebildeter Mann zu sein.«

»Lass dich nicht täuschen. Er kann auch ein Mistkerl sein.«

»Wie meinst du das?«

»Erzähl ich dir bei Gelegenheit.«

Sie hatten die Cafeteria fast erreicht, als Jan plötzlich stehen blieb. »Sag mal, Lukas, hast du heute noch was vor?«

»Ja, ich wollte zu meinen Eltern. Warum?«

»Wenn du es einrichten kannst und Lust dazu hast, könntest du heute Abend an Himmelsbeobachtungen teilnehmen.«

»Mit einem eurer Fernrohre?«

»Bestimmt nicht mit einem Opernglas«, antwortete Jan verschmitzt lächelnd.

»Ich bin dabei. Wann geht's los?«

»Um zweiundzwanzig Uhr. Uns steht der Schröder-Refraktor zur Verfügung, unser ältestes Linsenfernrohr, aber immer noch ein fantastisches Instrument.«

»Wer ist uns?«

»Wir beide, el Hadary und vier Personen, Amateur-astronomen aus Köln.«

»Ich freue mich drauf.« Lukas drückte die Schwingtür der Cafeteria auf und ließ Jan eintreten. »Bis dahin ist noch Zeit. Jetzt quatschen wir erst einmal ausgiebig.«

»Ich bestelle was. Willst du auch eine Cola?«

»Lieber ein Wasser.«

»Setz dich schon mal.«

Lukas hatte gerade Platz genommen, als Jan mit den Getränken an den Tisch kam. Er trank die Cola in einem Zug aus. »Ein Vortrag macht verdammt durstig.«

»Das sehe ich.« Lukas lehnte sich zurück. »Sag mal, Jan, ist das nicht eine seltsame Arbeitszeiteinteilung? Tagsüber Vorträge und Führungen und spät abends noch Vorführungen am Fernrohr?«

»Das ist heute eine Ausnahme. Ich bin eingesprungen, weil ein Mitarbeiter krank geworden ist. Aber manchmal ist eine ungewöhnliche Arbeitszeit ganz gut. Man kann Dinge erledigen, die sonst nicht zu schaffen wären.«

»Da hast du recht. Und was treibst du in der freien Zeit?«

»Im Gästebungalow ist ein Ruheraum für die Mitarbeiter reserviert. Dahin kann ich mich zurückziehen und eine Mütze voll Schlaf nehmen. Dann bin ich am Abend topfit.«

In der nächsten halben Stunde drehte sich das Gespräch um ihre gemeinsamen Erinnerungen an die Schulzeit.

»Du studierst an der Uni Bonn?«, fragte Lukas schließlich.

»Ja, Fachgruppe Physik/Astronomie. Ich werde mich auf Astrophysik spezialisieren.«

»Und was machst du hier am Observatorium? Geld fürs Studium verdienen?«

»Das auch. Ich arbeite unter el Hadary an Projekten mit. Er koordiniert die theoretische Ausbildung in Bonn und die praktische Anwendung hier.«

»Das heißt konkret?«

»Wir erforschen zum Beispiel Stern-Populationen und versuchen anhand von Modellen Himmelserscheinungen vorauszusagen oder nachzubilden. Wir beobachten Galaxien und Galaxienhaufen, kümmern uns um die Dunkle Materie, um Braune Zwerge ...«

»Okay. Schon gut.« Lukas winkte ab. »Das reicht mir als Erklärung.«

»Es gibt noch weitere spannende Projekte. Interessiert?« Jan schmunzelte.

»Danke, das Wissen um die Braunen Zwerge reicht mir fürs Erste. Was anderes. Wie sieht es in puncto Liebe aus? Bist du in festen Händen?«

»Nein, noch nicht. Wenn es nach meinem Opa ging, wäre ich längst verheiratet und hätte einen Stall voll Kinder.«

»Du wohnst immer noch mit deiner Mutter beim Großvater?«

»Da bin ich gemeldet. Ich habe im Studentenwohnheim in Bonn ein Zimmer, aber wenn ich im Observatorium arbeite, wohne ich zu Hause. Wie steht's bei dir?«

»Ich habe keine Zeit, eine feste Beziehung einzugehen. Das Studium geht vor.« Lukas zupfte sich am Ohrläppchen.

»Verstehe. Soweit ich mich erinnere, solltest du Zahnarzt werden, in die Praxis deines Vaters einsteigen und sie später übernehmen.«

»Das waren die Vorstellungen von Vater, nicht meine.«

»Ich weiß. Es war schon während der Schulzeit dein Traum, Polizist zu werden. Du hast dich ihm gegenüber durchgesetzt.«

»Klar. Es war ein hartes Stück Arbeit. Übrigens, mein Wagen steht unten am Zufahrtsweg. Ist das in Ordnung?«

»Keine gute Idee. Der Bauer hat sich schon oft bei der Verwaltung beschwert, dass ihn parkende Autos an der Durchfahrt hinderten.«

»Welcher Bauer?«

»Der, dem die Weiden und Felder unten am Berghang gehören.«

»Okay. Wo soll ich meinen Wagen hinfahren?«

»Den Weg hoch bis vor die große Kuppel, dann links um die Kurve. Da kannst du deinen Wagen abstellen und störst niemanden.«

Lukas kramte den Autoschlüssel aus der Tasche. »Und wie komme ich hierher zurück?«

»Du wartest am Auto. Ich muss in der feinmechanischen Werkstatt ein Ersatzteil für unseren Astrografen abholen. Die ist neben dem Kuppelgebäude.«

Lukas lehnte entspannt an seinem Wagen und wartete auf Jan. Bei dem oberhalb des breiten Wegs am Hang gelegenen Flachbau musste es sich um die Werkstatt handeln. Rechts daneben und über einen gemeinsamen Zugang verbunden, erhob sich ein zweistöckiger Rundbau mit einer Kuppel. Hinter dem Gebäudekomplex wuchsen Fichten, links des Werkstattgebäudes Besenginster, der seine Blütezeit allerdings hinter sich hatte.

Jan kam die Freitreppe vor dem Eingang herunter, einen Karton in der Hand.

»Was befindet sich in der Kuppel?«, fragte Lukas.

»Der große Doppelrefraktor.«

»Klar, kennt doch jeder.« Lukas zog die Augenbrauen hoch.

»Stell dir ein Fernglas vor, nur sehr viel größer«, erläuterte Jan.

»Werden wir mit dem heute Abend den Himmel beobachten?«

»Nein, das ist ein anderes Instrument. Noch weitere Fragen?« Jan sah ihn gespannt an.

»Ja, was ist ein Astrograf?«

»Eine spezielle Kamera für wissenschaftliche Astrofotografie. Ist das dein Auto?«

Lukas drückte sich vom Kotflügel des Wagens ab.
»Voilà, mein *Mercedes-Benz 250 GD Wolf*.«

»Von dem Typ hab ich noch nie gehört.«

»Das ist ein ausgemustertes Fahrzeug der Bundeswehr. Er schafft fast jede Steigung und jedes Gelände. Schotterpisten, tief ausgefahrene Feldwege. Genau das, was ich brauche.«

Im Gegensatz zu den in hochglänzendem Metallic-Lack gestylten Marken war die Lackierung matt und stumpf. Es überwog eine unansehnliche, olivgrüne bis dunkelgraue Farbgestaltung.

»Wofür brauchst du ein solch hässliches Auto?« Auf Jans Stirn bildeten sich Falten.

Lukas zurrte das Planenverdeck der Ladefläche fest.
»Ich brauche ihn, um zum Beispiel eine Kletterausrüstung zu transportieren. Kletterfelsen stehen nicht immer direkt neben einer Straße. Da ist ein geländegängiges Fahrzeug vonnöten.«

»Du kletterst immer noch?«

»Ja.«

Angeregt über das Für und Wider eines Geländewagens diskutierend, spazierten sie auf das Hauptgebäude

zu. Neben einem blauen *Ford Mondeo Turnier*, dessen Scheiben mit Sonnenschutzfolie dunkel getönt waren, blieb Lukas stehen. »Sieht das Auto nicht aus wie ein Leichenwagen?«

»Das ist der Kombi von el Hadary«, sagte Jan, ohne stehen zu bleiben. »Du hast mir noch nicht erzählt, wie dein Studium läuft.«

»Bestens. Im nächsten Monat hoffe ich, einen Praktikumsplatz in der Kriminalinspektion Mayen zu bekommen.«

»Dann drücke ich dir sämtliche Daumen.«

Eine Minute später betraten sie das Hauptgebäude. Im Eingangsbereich entdeckte Lukas die Fotografie eines Kometen mit einem extrem langen Schweif. Er ging näher heran und beugte sich vor, um die kleine Bildunterschrift lesen zu können: *Komet C/1996 B2 (Hyakutake), 23.03.1996, 22:30 UT.*

Jan war ihm gefolgt. »Tolles Bild, nicht?«

»Beeindruckend. So etwas würde ich gern einmal in natura durch ein Fernrohr beobachten. Wie heißt der?«

»Hyakutake, nach seinem japanischen Entdecker.«

»Und wie ist die aktuelle Lage? Gibt es nicht wieder mal einen mit bloßem Auge zu sehen, damit auch ein normaler Bürger in den Genuss eines ungewöhnlichen Himmelsereignisses kommt?«

»Ihr Normalbürger habt Glück. In spätestens zwei Wochen solltest du unbedingt zum Himmel blicken.« Jans Augen glänzten.

»Lass dir nicht alles aus der Nase ziehen«, forderte Lukas ihn auf. »Erzähl schon.«

»Etwa ab Mitte August wird *329P/Scarlatto* über der Eifel sichtbar sein. Den gegenwärtigen Berechnungen nach wird das ein prächtiges Schauspiel. Den kann ich dir heute Abend durch das Fernrohr zeigen, wenn du möchtest.«

»Ich bitte darum. Den Halleyschen Kometen kennt mittlerweile jedes Kind. Aber von diesem Scarlatto habe ich noch nie gehört.«

»Der ist auch so gut wie unbekannt. Eigentlich kennen nur Insider – Astronomen – diesen Kometen. Und die sprechen auch nicht mit seinem offiziellen Namen von ihm, sondern von *Nemti*. Aber frag mich nicht, warum er so genannt wird oder was das Wort bedeutet. Kann ein Name sein oder eine Abkürzung. Das Wissen darüber ist im Laufe der Zeit verloren gegangen.«

»Warum gibt es überhaupt zwei Bezeichnungen für ein und denselben Kometen? Konnten sich die Experten nicht einigen?«

»Das ist damit zu erklären, dass *Nemti* die ursprüngliche Bezeichnung des Kometen ist. Als später die Bezeichnungen für periodische Kometen systematisiert und auf einen einheitlichen Standard gebracht wurden, bekam er den Namen Scarlatto verpasst.«

»Ich nehme das zur Kenntnis. Hast du *Nemti* schon einmal beobachtet? Du sitzt schließlich an der Quelle.«

»Dazu hatte ich leider noch keine Gelegenheit. Der Komet stand bis vor Kurzem in den Nachtstunden unter dem Horizont.«

»Ich dachte eher an frühere Erscheinungen«, präziserte Lukas.

»Ach so. Nein, eine Beobachtung war mir bisher nicht vergönnt. Bei seiner letzten Annäherung an die Sonne war noch nicht an mich zu denken. *Nemti* kommt nämlich nur alle achtundvierzeigehalb Jahre in Erdnähe und steckt voller Überraschungen.«

»Ich liebe Unerwartetes«, unterbrach ihn Lukas.

»In Europa war er zuletzt vor fast zweihundert Jahren zu sehen«, fuhr Jan fort. »In den Jahren danach, in denen er in Sonnennähe erschien, war er nur auf der Südhalbkugel sichtbar und auch ungewöhnlich lichtschwach.

Doch diesmal, soviel kann ich dir versprechen, wirst du einen spektakulären und unvergesslichen Anblick genießen können. Und das hier in der Eifel.«

Lukas hörte die Begeisterung aus Jans Worten heraus. Sein Gesicht sprach Bände, die Wangen glühten in hellem Rot und seine Augen waren feucht vor Freude.

»Hört sich gut an. Ich werde mir das merken.«

»Das solltest du unbedingt. Bist du eigentlich abergläubisch?«, meinte Jan unvermittelt.

Lukas fragte sich, was das mit dem Kometen zu tun haben könnte. »Bin ich nicht«, erwiderte er zögerlich. »Warum?«

»Es gibt in Astronomen-Kreisen ein Gerücht, nachdem Nemti Unglück bringen soll.«

»Und ich dachte, die Bewohner der Eifel hätten mittlerweile die Zeit des Mittelalters überwunden«, foppte Lukas. »Wer hat denn heutzutage noch Angst vor Kometen?«

»Ich weiß, dass das Hirngespinnste sind. Aber jeder Astronomie-Student hört während seines Studiums garantiert von diesem Gerücht, das sich hartnäckig hält und in jedem Semester weitererzählt wird.«

»Und was soll Dramatisches passieren, wenn Nemti friedlich am nächtlichen Firmament steht? Stürzt dann der Himmel ein, wie Asterix und seine gallischen Freunde glauben?«, scherzte Lukas.

Jan setzte noch einen drauf: »Möglicherweise gibt es Erdbeben und der Laacher Vulkan bricht aus.«

»Nun male nicht den Teufel an die Wand. Das hört sich an wie eine Schlagzeile aus der Bild-Zeitung.«

»Ich habe doch auch keine Ahnung. Ich weiß nicht, was hinter dem Gerücht steckt. Aber jedes Gerücht hat irgendwo einen wahren Kern, sagt man.«

»Das ist es, was mich beunruhigen könnte, der Hintergrund oder die Absicht, weshalb ein Gerücht in die Welt gesetzt wird.«

»Was soll ein schmutziger Schneeball, wie Kometen salopp bezeichnet werden, schon anrichten? Ich freue mich jedenfalls auf Nemti.«

»Ist mir schon aufgefallen«, bestätigte Lukas. »Du fieberst ihm entgegen.«

In diesem Augenblick klingelte Jans Handy. »Die ständigen Störungen gehen mir auf die Nerven.« Er zog es aus der Tasche und meldete sich. Nach nicht einmal einer Minute war das Gespräch beendet.

»Das war einer der Projektleiter, Doktor Abromeit. Er hat nach dem Ersatzteil gefragt. Ich bring ihm den Karton eben rüber. Wir sehen uns später.«

Die Kuppel über dem Linsenfernrohr öffnete sich einen Spaltbreit und gab einen schmalen Ausschnitt des Himmels frei. Jan stand neben einem Bedienungspult und betätigte die Mechanik. Doktor el Hadary hantierte an dem braunen Tubus des Refraktors und drehte nacheinander an verschiedenen Stellrädern aus blank poliertem Messing. Er richtete das Instrument auf einen bestimmten Punkt am dunklen Himmel aus und hielt einen kurzen Einführungsvortrag.

Nacheinander blickten die Teilnehmer durch das Okular. Die Amateurastronomen aus Köln, selbst Besitzer von kleinen Teleskopen, gaben ihrem Erstaunen ungeniert Ausdruck über das, was sie zu sehen bekamen.

Endlich kam Lukas an die Reihe. Er hatte sich eine Vorstellung über den Anblick des Kometen in einem Fernrohr zurechtgelegt, doch diese wurde bei Weitem übertroffen. Der Kopf des Kometen füllte das Blickfeld fast vollständig aus. Um ein helles Zentrum herum formte sich eine nebelartige Hülle, die sogenannte Koma, wie ihm Jan erklärt hatte. Rechts davon verschwand der Schweif aus dem Sichtfeld des Refraktors. Links war die Hülle deutlich eingedellt. Bogenförmige Streifen, wie ein Ausschnitt aus

den Wellen, die ein ins Wasser geworfener Stein bewirkt, bildeten dort die Koma. Ein Stoßwellenmuster.

Es beeindruckte Lukas, mit welcher Präzision das mehr als hundertfünfundzwanzig Jahre alte Instrument der Bahn des Kometen folgte. Die einzige Bewegung im Bild erzeugte die Luftunruhe in der irdischen Atmosphäre.

Das war also Nemti. Er begriff in diesem Moment, warum Jan mit Begeisterung von dem Kometen sprach. Diese Himmelskörper, die Vagabunden im Sonnensystem, waren faszinierende Objekte.

Bei der Verabschiedung gab Jan ihm seine Handynummer, unter der er jederzeit erreichbar war. Erst nach Mitternacht verließ Lukas das Observatorium und fuhr zu seinen Eltern.

Montag, 13. August 2001

Er war stolz, der Auserwählte zu sein. Lange Jahre hatte der *Meister der Weisheit* Neferkarê auf diesen Tag vorbereitet. Sein Herz klopfte, denn es war nach langer Zeit die erste große Zeremonie im Tempelraum, an der er teilhaben durfte.

Leise zog er die Tür, den einzigen Zugang zum Vorraum, hinter sich zu. Eine angenehme Kühle schlug seinem erhitzten Körper entgegen. Er wischte sich über die schweißbedeckte Stirn und starrte auf seine verschmutzten Turnschuhe. Auch die Jeans sah reichlich mitgenommen aus, Hemd und Jacke waren mit Blut besudelt.

Neferkarê zog einen Schlüssel hervor, der um seinen Hals hing. Damit öffnete er eine grau gestrichene Stahltür, die quietschend aufschwang. Er betrat einen spartanisch eingerichteten Raum und schaltete das Licht ein. Die Tür verriegelte er hinter sich.

Eine gemauerte Trennwand teilte den fensterlosen Raum in zwei Bereiche. Wo Neferkarê ihn betreten hatte, befand sich eine Werkbank, daneben ein Werkzeugschrank. Pappelholzquader und -rundstücke lagen aufgestapelt in einer Ecke. Auf der Werkbank stand eine etwa einen halben Meter hohe Skulptur, deren grobe Konturen aus dem Holz herausgearbeitet waren.

Er schob einen Plastikvorhang zur Seite und betrat den hinteren Teil des Raums. Vorsichtig stellte er den Kühlbehälter, den er seit zwei Stunden wie einen Augapfel hütete, auf einen kleinen Tisch, dessen Platte der Meister aus einem Tuffsteinblock gemeißelt hatte. Er enthielt das Kostbarste, was ein Mensch zu geben in der Lage war. Neferkarê hatte es ihm genommen.

Er blickte an sich hinab. Schnell streifte er die verschmutzte Kleidung mitsamt Unterwäsche ab und warf alles in einen Müllbehälter. Die Sachen würde er später entsorgen, besser noch verbrennen.

Unbändiger Durst quälte ihn. Seine Zunge klebte am Gaumen und fühlte sich an wie die trockene Oberfläche von Schleifpapier mit sehr feiner Körnung. Aus einem Getränkekasten unter dem Tisch holte er eine Mineralwasserflasche hervor. Es zischte, als er sie öffnete.

Um den heiligen Bezirk betreten zu dürfen, musste er sich gründlich reinigen. Er schaltete einen Ventilator ein und stellte sich unter die Dusche. Die niederprasselnden Wasserstrahlen schenkten ihm ein inneres Glücksgefühl. Er genoss es, den Dreck abspülen zu können.

Mit dem Schmutz, den das Wasser von seinem Körper wusch, verflüchtigte sich die Anspannung, die ihn den ganzen Tag über gestresst hatte. Den ersten Teil seiner Mission hatte er erfolgreich abgeschlossen. Der Meister konnte stolz auf ihn sein. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, das Richtige getan zu haben.

Das lauwarme Wasser tat seinen beanspruchten Muskeln gut, die anschließende kalte Dusche belebte ihn. Er tastete in Höhe des Herzens über seine Brust. Dort befand sich eine Tätowierung, die Hieroglyphe seines Namens, zwei ausgestreckte und mit einem Querbalken verbundene Arme, dazwischen ein Oval mit einem aufsitzenden Kreuz. Den krönenden Abschluss bildete die Sonnenscheibe, das Symbol des Sonnengottes Re.

Er öffnete einen Spind. Darin hing eine speziell für ihn angefertigte blütenweiße Kutte aus feinem Leinen, deren Vorderteil mit verschiedenen Symbolen und Zeichen versehen war. Er kannte ihre Bedeutung.

Mit erhabenem Gefühl zog er die Kutte über und fühlte sich von einem Augenblick auf den anderen wie ein neuer Mensch. Als er die weiße Kordel um die Taille band und

in die braunen Sandalen schlüpfte, war er ein anderer. Er war Neferkarê.

Ein letzter Blick in den Spiegel zeigte ihm, dass er vor den Meister treten konnte. Behutsam nahm er die Kühlbox und hängte sich den Tragegurt über die Schulter. Würdevoll schritt er auf die zweite Tür des Raums zu.

Wenige Schritte, und er betrat eine gänzlich andere Welt. Vor ihm lag ein schwach ausgeleuchteter Korridor, dem er nach rechts folgen musste. Es roch muffig und nach Pilzen, wie alte Kellerräume eben riechen. Er wusste, dass er fünf symbolische Tore durchschreiten würde, um zum Allerheiligsten zu gelangen. Weich fallende, mit Bildzeichen bemalte Seidenvorhänge, stellten die Tore dar. Er hatte das Tempelhaus betreten.

An der Wand links von ihm, wo der Korridor vor Zeiten zugemauert worden war, loderten in Halterungen zwei Fackeln, die bizarre Lichtspiele erzeugten und den Gang schummrig beleuchteten. Es gab zwar elektrisches Licht, dieses wurde aber während der Zeremonien vom Meister nicht geduldet. Die Bewegungen der sacht wehenden Vorhänge zauberten sich ständig ändernde Schatten an die teilweise mit Jagdszenen bemalten Wände.

Neferkarê griff entschlossen nach einer Fackel und zog sie aus der Halterung. Er schob den ersten Vorhang beiseite und ging langsam den schmalen Gang entlang. Hier waren die Wände zwischen den Stoffbahnen so bemalt, dass er glaubte, durch eine Säulenhalle zu wandeln.

Vor dem letzten Seidenbehang stellte er den Kühlbehälter auf einem Bord ab, die Fackel steckte er in eine Wandhalterung. Das Feuer züngelte und flackerte. Schwarzer Rauch stieg auf. An der rechten Seitenwand befand sich eine mit Wasser gefüllte Schale, die einem Weihwasserbecken ähnelte. Er wusch die Hände und trocknete sie mit einem dreieckigen, gestreiften Tuch ab, dem *Nemes*-Tuch. Mit dieser letzten symbolischen Waschung hatte er den Reinigungsritus vollzogen.

Neferkarê nahm die Fackel und hielt sie hoch. Ihr Licht fiel auf den Vorhang, über dem auf einer Schabracke eine Barke dargestellt war. Der Meister musste sie aufgehängt haben. Hinter der Stoffbahn befand sich der heilige Raum. Nur noch wenige Augenblicke und er würde ihn betreten. Sein Herz schlug bis zum Hals.

»Vernichter falscher Worte, ewiger Sturm der Welten.«
Leise, aber mit Nachdruck gesprochene Worte drangen an sein Ohr. »Heil dir, Mächtiger. Ich rufe dich an mit dem mächtigen Namen des Herrn der Welt, mit Worten, die du nicht überhören kannst.«

Der *Maître de la sagesse*, wie er genannt werden wollte, der Meister der Weisheit, bereitete die Zeremonie vor. Der Geruch von verbrannten Kräutern, der ihm entgegenschwebte, war nicht für empfindliche Nasen geeignet.

Neferkarê sog den Duft tief ein und schloss die Augen. Der Geruch, die Litanei des Maître und die Atmosphäre im Tempelraum vermittelten ihm das Gefühl von Geborgenheit. Hier konnte er eins werden mit seinem Gott. Doch nahm dieser die Gabe an? Es würde einige Tage dauern, bis er die Antwort darauf wahrnehmen könnte. Er warf einen letzten Blick auf die Kühlbox und trat entschlossen durch den letzten Vorhang.

Der Korridor öffnete sich zu einem Gewölbe. Links und rechts standen auf Sockeln etwa einen Meter große Figuren mit Lendenschurz, die Tempelwächter. Bizarre Tiermasken bedeckten ihre Gesichter, in den Händen trugen sie Speere, deren Spitzen schräg nach oben wiesen. Ihre nackten Oberkörper waren blutrot bemalt. Neben den Figuren loderten in überdimensionalen Kerzenständern rußende Fackeln.

Um den Meister nicht zu stören, huschte Neferkarê leise zwischen den Statuen hindurch, blieb stehen und verneigte sich. Die Fackel stieß er in eine Schale mit Sand. Sie erlosch mit leisem Zischen.

Bunt verzierte Pfähle bildeten einen Halbkreis um einen Altar.

Der Meister stand mit erhobenen Armen vor dem Altartisch. Schweißtropfen perlten von seinem kahlen Schädel und flossen über den Nacken. Er trug eine reich bestickte Tunika, die bis zu den Knöcheln hinunterreichte und über den Hüften mit einer golddurchwirkten Kordel gerafft war.

»Du kommst zur rechten Zeit, Neferkarê«, sagte er, ohne sich umzusehen.

»Ihr habt mich bemerkt, Maître? Ich wollte Euch nicht stören.«

Langsam wandte sich der Kahlköpfige um. Seine aufrechte Haltung und die wachen Augen zeugten von Willensstärke und Durchsetzungsvermögen. Seine rechte Hand schmückte ein Ring, der eine Sonne darstellte. Das Gesicht des Mannes rötete sich vor Aufregung, als er Neferkarê ansah. Eine dicke Ader auf seiner Stirn begann zu pulsieren.

»Du hast die Opfergabe für den Glorreichen mitgebracht?«

Neferkarê zog den Tragegurt von der Schulter, packte den Kühlbehälter und hielt ihn ausgestreckt vor seinen Körper. »Bittet den Glorreichen, das Opfer in unserem Namen anzunehmen.«

Der Meister deutete mit einer Geste an, dass er vortreten möge. Neferkarê ging gemessenen Schrittes auf ihn zu und übergab die Box. Der Kahlköpfige stellte sie auf einem Tisch neben dem Altar ab. Nach Handbewegungen, die Neferkarê nicht zu deuten wusste, holte der Meister den Behälter aus der Box und platzierte ihn auf dem Altar.

Er sah sich im Tempelraum um. Zum ersten Mal seit Wochen war er wieder hier. Der Meister hatte ihm befohlen, zu meditieren und sich emotional auf seine Mission vorzubereiten. Er selbst kümmerte sich um die Ausgestaltung des Tempels.

Hinter dem Altar stand, flankiert von hell lodernden Fackeln, eine lebensgroße Statue von Seth, dem Glorreichen. Bizarre Schatten wogten geisterhaft über die Wände. Wächterfiguren kreuzten ihre Speere über Seths Haupt. Wie jedes Mal rollte ihm auch heute ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er die Figur betrachtete.

Auf einem menschlichen Körper ruhte der Kopf des sogenannten Seth-Tieres mit einer langen, nach unten gebogenen Schnauze und aufrecht stehenden, eckig geschnittenen Ohren. In der rechten Hand trug die Figur, die mit einem Lendenschurz bekleidet war, einen Papyrusstab, links ein *Anch*, die Lebensschleife in Form eines Henkelkreuzes, Sinnbild für das körperliche Leben und das Weiterleben im Jenseits. Die Augen hatte der Meister nachgemalt. Ihr Blick zog Neferkarê in seinen Bann.

»Nackter, du bist bekleidet, Vollendeter, du bist vollendet.«

Wie durch Watte hindurch vernahm er die Stimme des Meisters. Dieser schob einen bronzenen Kultlöffel, die Nachbildung einer schöpfenden Hand, an den linken Rand des Altars und füllte Weihrauchharz in die Löffelschale.

»Komm her und assistiere mir«, forderte ihn der Meister auf. Er zündete Kerzen an, die auf dem Altartisch verteilt standen.

Neferkarê wusste, was zu tun war, denn der Meister hatte ihn gründlich auf das Ritual vorbereitet. Trotzdem konnte er nicht verhindern, dass sich eine Gänsehaut über seinen Körper ausbreitete. Schließlich war es das erste Mal, dass zur Verherrlichung Seths Menschenblut geopfert wurde. Es war seine Aufgabe gewesen, es zu besorgen.

»Hol Teufelsdreck.«

Neferkarê eilte zu einer Truhe, in der Salben und Räucherwerk aufbewahrt wurden. Nach kurzem Suchen fand er den Teufelsdreck, getrocknetes Gummiharz aus dem Wurzelstock des Asants.

Der Höhepunkt der Zeremonie stand unmittelbar bevor. Der Meister entnahm einem bemalten Schrein ein Kultgefäß in Form eines angewinkelten Arms. In der Hand ruhte eine vergoldete Schale. Er goss den überwiegenden Inhalt des Gefäßes, das Blut eines Menschen, in die Opfer- schale. Den Rest schüttete er in einen silbernen Pokal. Ehr- furchtsvoll hob er die Arme, die offenen Handflächen der Götterfigur zugewandt, und schloss die Augen.

»Sprich zu mir, Sohn der Himmelsgöttin, jeder Geist, jeder Schatten. Hebe dich zu mir, Seele des Lebens, des At- mens. Lass mein Gefäß erglänzen um deiner Größe willen.«

Neferkarê vollendete die Beschwörung: »Entferne dich, Finsternis. Komm zu mir Licht und öffne deine Augen.«

Bei diesen Worten nahm der Meister die Opferschale in die Hand. Ein monotoner Gesang erklang, der schaurig von den Wänden zurückgeworfen wurde. Neferkarê verstand die Worte nicht, wohl aber die darauf folgende Huldigung.

»Du bist Seth, Herr der Kraft, der Überwältiger, an der Spitze der Barke des Re. Man zollt dir Lobpreis über das Niederwerfen des Apophis hinaus.«

Der Meister verneigte sich, griff nach dem Pokal und setzte ihn an den Mund. Er trank. Ein feines Blutrinnsal floss ihm über das Kinn. Er reichte den Trunk an Neferkarê weiter, der ebenfalls, wie selbstverständlich, daraus trank und den Pokal auf dem Altar absetzte. Er leckte über seine Lippen und glaubte den Geschmack von Eisen zu kosten. Menschenblut.

Die Stimme des Meisters unterbrach seine Gedanken. »Halte den Pokal«, forderte er ihn auf.

»Wie Ihr wünscht.«

Der Meister tupfte mit einem Finger in das Blut und malte Striche auf eine geschliffene Steinplatte, die er zuvor zurechtgelegt hatte. Nach und nach entstand die stilisierte Darstellung eines liegenden Seth-Tieres. Dabei rezitierte er eine Lobpreisung.

»Ich rufe dich, der seit Anbeginn der Zeiten den Zorn der Götter bestimmt. Dich, das unbewegte Zentrum des Seins, dich rufe ich, den Ehrfurcht gebietenden Herrscher über das Firmament, den Grausamen, Verwüster und Erneuerer, den Unbekannten und Unwiderstehlichen, der die Unwürdigen und Unwissenden verabscheut.«

Neferkarê entnahm einer Schatulle schmale Papierstreifen und übergab sie dem Meister.

»Dich rufe ich, Kraftvollster in der Neunheit der Götter von *On*, auf dass du gewährst, worum ich dich bitte.«

Der Meister unterbrach die Huldigung und tauchte Papierstreifen in das Blut. Er legte die Streifen zum Trocknen neben die Kerzen auf ein Tablett.

»Ich rufe dich, der du über die Mächte des Schicksals herrscht.«

Auf Geheiß des Meisters nahm Neferkarê die Opferschale mit dem Menschenblut und folgte ihm um den Altar herum.

»Höre mich, Hüter der Lebenden und gnadenloser Rächer, denn ich rufe dich bei deinen heiligen Namen. Empfange das Trankopfer.«

Der Meister tunkte einen Pinsel aus Binsen in das Blut und betupfte damit den Mund der Seth-Statue.

»Höre mich und erfülle meinen Wunsch.«

Sie verneigten sich tief.

»Komm hernieder zu uns, Zermalmer deiner Feinde. Vernichte das Chaos und vollende die göttliche Ordnung.«

Sie traten zurück vor den Altar und Neferkarê stellte die Schale ab. Der Meister wählte aus den blutgetränkten Papierstreifen die trockenen aus und wickelte sie um Räucherstäbchen. Außen herum band er verschiedene Kräuter fest. Er entzündete die Stäbchen an einer Kerze und stellte sie in ein Tongefäß. Neferkarê rümpfte die Nase. Der Geruch erinnerte ihn an verbranntes Gummi.

Der Meister legte die Handflächen gegeneinander und hob sie über den Kopf. Er blickte in die Augen der Seth-

Figur und verneigte sich tief. Neferkarê tat es ihm gleich. Eine Weile verharrten sie in gebückter Haltung.

Auf ein Zeichen des Meisters hin richteten sie sich auf. Die Zeremonie war beendet.

»Wie ist Euer Gefühl, Maître? Zeigt sich der Glorreiche bereit, unsere Huldigung und das Blutopfer gnädig anzunehmen?«

»Ich bin guter Hoffnung. Halte dich aber auf jeden Fall bereit, das Ritual zu wiederholen.« Der Gesichtsausdruck des Meisters bekam einen diabolischen Glanz.

Neferkarê presste die Finger zu einer Faust. »Zur Ehre Seths, dem Glorreichen. Was er befiehlt, geschieht. Ich bin bereit, zu jeder Zeit und widerspruchslos.«

Dienstag, 14. August 2001

Fritz Habermehl betrachtete wohlwollend den Vorgarten seines Einfamilienhauses. Die Blumen dufteten an diesem Morgen besonders intensiv. Seine Frau besaß nicht nur einen grünen Daumen, sondern auch Gespür für Schönheit. Auf den Fensterbänken standen herrliche Topfpflanzen. Die mit hängenden und stehenden Geranien bepflanzten Balkonkästen strotzten vor lauter Fülle und Pracht.

Wie ordentlich und geschmackvoll seine Frau das Haus in Schuss hielt. Strahlend weiße Gardinen, helle Vorhänge und bunte Fensterbilder an den Scheiben, zogen immer wieder die Blicke vorbeigehender Leute an. Stolz erfüllte ihn.

Ein Ruck an der rechten Hand riss ihn aus seinen Gedanken. Anja, der blonde Mopswelpe, zerrte ausgelassen an der Leine. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Tüte mit den ofenfrischen Brötchen festzuhalten.

»Ich mach ja schon, du Zwerg«, sagte er mit ruhiger, tiefer Stimme. »Gleich gibt's Frühstück.«

Hilde musste ihre Rückkehr bemerkt haben. Sie öffnete die Haustür. »Hat Anja alles gemacht?«

Er nickte und drückte ihr die Brötchentüte in die Hand. Dann nahm er Anja das Halsband ab.

»Der Kaffee ist fertig«, sagte Hilde und ging zurück ins Haus. Anja tapste hinterher.

»Was hast du heute vor?«, erkundigte er sich und biss in ein Brötchen.

»Bei dem herrlichen Wetter werde ich im Garten arbeiten.«

»Das ist recht.«

Er legte Anja die Hälfte eines klein geschnittenen Leberwurstbrötchens in den Fressnapf. Amüsiert sah er zu, wie sie in kurzer Zeit alles verschlang.

»Und wie sieht dein Tag aus?«

»Bisher liegt nichts Besonderes an. Hoffentlich bleibt das auch so.«

Hilde schenkte Kaffee nach. »Du wolltest mir gestern Abend etwas erzählen.«

»Ja, aber du bist eingeschlafen.« Er belegte ein Brötchen mit Wurst.

»Tut mir leid, aber wenn man den ganzen Tag an frischer Luft tätig ist, wird man ordentlich müde. Erzähl's mir halt jetzt.«

»In den nächsten Jahren soll die rheinland-pfälzische Polizei umstrukturiert werden. Im Zuge der Dezentralisierung ist geplant, eine Dienststelle oder SoKo für Gewaltkriminalität in Weibern einzurichten. Kriminalrat Brückner hat mir angeboten, sie zu übernehmen.«

»Das ist doch fantastisch. Mir wäre wohler, wenn du im Winter nicht bis Mayen fahren müsstest. Ich habe immer Angst um dich.«

Er verstand Hilde gut. Auch ihm widerstrebte es, bei Eis und Schnee von Kempenich nach Mayen fahren zu müssen. Er nahm ihre Hand und küsste sie. Sie hatten zusammen schon viel erlebt, Gutes wie Schlechtes. Das Schlimmste war gleich zu Anfang ihrer Ehe eine Fehlgeburt. Es dauerte Jahre, bis sie darüber hinwegkamen, doch gemeinsam hatten sie es geschafft. Dieser Schicksalsschlag schweißte sie noch enger zusammen. Inzwischen waren sie einundzwanzig Jahre verheiratet, doch der Kinderwunsch hatte sich nicht erfüllt.

Durch den Beruf musste Habermehl seine Frau sehr oft vernachlässigen. Seine Arbeit hatte stets Vorrang. Trotz allem zeigte Hilde Verständnis für ihn.

»An deiner Stelle würde ich annehmen, Fritz.«

»Das habe ich auch vor. Doch es ist noch nicht spruchreif. Wann und ob es überhaupt so kommt, steht in den Sternen. Brückner wollte nur schon einmal angefragt haben.«

Wenig später fuhr er zur Arbeit.

Habermehl klopfte kurz an die Bürotür und trat umgehend ein, ganz in der Manier eines Vorgesetzten.

»Wo ist Herr Beyer?«, fragte er Uwe Weinbrecht, der unkonzentriert in Papieren blätterte und sie bei seinem Eintritt auf einen Stapel Akten warf.

»Der ist in Koblenz. Er macht heute seine Aussage vor dem Landgericht. Hat er Ihnen nicht Bescheid gesagt?«

»Jetzt, wo Sie es sagen, ja, doch. Übrigens, ab dem dritten September kommt ein Praktikant zu uns. Brückner hat es soeben genehmigt.«

Weinbrecht rollte mit den Augen und stöhnte. »Welches hohe Tier hat diesmal ein Praktikum für seinen Filius bei uns arrangiert?«

»Mögen Sie keine Praktikanten?«

»Nein. Die stehen ständig im Weg, haben von nichts eine Ahnung, wissen aber grundsätzlich alles besser. Und da fragen Sie noch?«

Habermehl lächelte. »Ich kann Sie beruhigen. Der junge Mann studiert an der Landespolizeischule und ist Polizeikommissaranwärter. Er hat keinen Vater im höheren Polizeidienst, der ihn protegiert. Sein Name ist Lukas Dux.«

»Was wissen Sie über den Mann?«

»Noch nichts. Lassen Sie ihn erst einmal hier sein, dann sehen wir weiter.«

»Okay. Übrigens, die Beule auf dem Kopf steht Ihnen gut. Was ist passiert?« Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sich Weinbrecht und ging zur Kaffeemaschine, die

seit geraumer Zeit gluckerte. »Auch einen?« Er hantierte mit den Tassen.

»Wenn Ihre erste Frage eine Anspielung auf meine hohe Denkerstirn ist, erwarten Sie doch wohl keine Antwort? ... Aber Kaffee wäre gut, um richtig in Gang zu kommen.«

Weinbrecht füllte Kaffee in eine Tasse und reichte sie ihm. »Ihr Wachmacher. Vorsicht, heiß. Ich würde mir nie erlauben, Ihr Äußeres zu bewerten.«

Habermehl zuckte zurück, als er an dem Kaffee nippte.

»Die Beule habe ich mir in der Garage geholt. Dabei belassen wir es jetzt.« Er strich sich nachdenklich über den Bauch und fing ein Lächeln von Weinbrecht auf. »Grinsen Sie nicht. Der ist nicht dick, der ist großzügig verpackt.«

Bevor Weinbrecht eine weitere Bemerkung fallen lassen konnte, klingelte das Telefon. Er meldete sich. »Für Sie, Chef. Die Leitstelle.«

Habermehl griff nach einem Schreibblock, zückte einen Kugelschreiber und übernahm das Gespräch. Als er den Hörer auflegte, stieß er hörbar Luft aus. Anschließend wischte er mit einem Taschentuch über seinen Kopf.

»Was gibt es?«

»Eine Leiche. Der Notarzt ist verständigt und die Spurensicherung fährt gleich vom Hof.«

»Wo müssen wir hin?«

»Das erzähle ich Ihnen unterwegs. Sie fahren.«

Hinter der Autobahnanschlussstelle Mendig dünnte der Verkehr spürbar aus. Einen Kilometer später querte die Straße die südliche Umrandungshöhe des Laacher Sees und erreichte ihren höchsten Punkt.

»Vor dem Kloster nach Bell abbiegen«, wies ihn Habermehl nervös an, als sie am historischen Erntekreuz vorbeifuhren. »Geben Sie mal Gas.«

Die Straße senkte sich sanft zum See hinab. Weinbrecht gab dem VW Passat die Sporen. Vom Abzweig in Maria

Laach verlief die Landstraße bergan und überquerte die Autobahn, auf der sich ein zäher Verkehrsstrom nach Norden wälzte.

»Wir sind gleich in Bell, Chef.«

»Am Abzweig zur Anschlussstelle Wehr geht nach wenigen Metern ein Wirtschaftsweg rechts ab. Den reinfahren.«

Weinbrecht trat auf das Bremspedal, dass die Reifen quietschten, und driftete mit einem eleganten Schlenker von der Straße hinunter. Habermehl zerknüllte unbeabsichtigt den Zettel, den er während des Telefonats beschrieben hatte.

»Mit Gas geben hatte ich nicht gemeint, dass Sie uns umbringen sollen«, beschwerte er sich.

»Sie könnten mit den Richtungsanweisungen ruhig ein wenig früher herausrücken.«

»Haben Sie den Wagen wieder unter Kontrolle? Kann ich den Haltegriff loslassen?«

»Alles im grünen Bereich. Wo geht's weiter?«

Habermehl faltete den Zettel auseinander und strich ihn glatt. »Kurz vor der Autobahn links halten und unter der Brücke durch. Da steht irgendwo ein Steinkreuz.«

In diesem Moment fuhr ein Ruck durch das Fahrzeug, die Federbeine ächzten. Weinbrecht konnte einem Schlagloch nicht rechtzeitig ausweichen.

»Müssen Sie Ihren Chef so durchschütteln? Fahren Sie langsamer.«

Ein Seitenblick zeigte ihm, dass Weinbrecht eine Bemerkung hinunterschluckte. Die gelegentlichen, nicht ernst gemeinten Anspielungen und Seitenhiebe bereiteten ihnen viel Spaß. Habermehl schätzte seinen Kollegen sehr, als fähigen Mitarbeiter und als Mensch. Weinbrecht war seit einigen Jahren Kriminaloberkommissar und vertrat ihn während des Urlaubs.

Auf der linken Fahrzeugseite huschte ein Kreuz vorbei.

»Ich hab es gesehen«, sagte Weinbrecht und kam Habermehl zuvor, der ihn darauf aufmerksam machen wollte. Er lenkte das Auto an den Rand des unbefestigten Wegs, der geradlinig durch den Wald verlief. Sie stiegen aus. Ein Windstoß fuhr durch die Wipfel der Buchen und brachte die Blätter zum Rauschen. Vögel zwitscherten. Darunter mischten sich Geräusche von der nahen Autobahn.

»Wo sind wir?«, fragte Weinbrecht.

»Orientierung verloren?«

»Kein Wunder bei Ihren Fahrhinweisen.«

»Das nennt man Wald. Wir stehen am westlichen Fuß des Laacher Kopfs. Gehen wir.«

Auf einer Bank am Weg saß ein alter Mann, der ihnen mit wachem Blick entgegensah. Sie grüßten freundlich, beachteten ihn aber nicht weiter. Er rief ihnen ein leises »Dach« hinterher.

Am rot-weiß geblockten Absperrband kam ihnen ein Polizeibeamter entgegen. Er hob das Band an und sie schlüpfen darunter hindurch.

»Hallo Kollege, Sie haben den Toten gefunden?«

»Nein. Ein Wanderer hat ihn zufällig entdeckt.«

»Und der hat Sie zum Leichenfundort geführt?«

»Er hat sich standhaft dagegen gewehrt. Da wollte er nicht einmal in unserer Begleitung hin. Er hat uns beschrieben, wo wir den Toten finden würden. *Immer den Fliegen nach* waren seine Worte.«

»Wo ist der Mann jetzt?«

»Er sitzt in unserem Streifenwagen.«

»Gut. Mit dem rede ich später ... Schauen Sie sich bitte um, Herr Weinbrecht.«

»Wird gemacht, Chef.«

Habermehl wandte sich wieder an den Polizisten. »Sitzt der alte Mann schon lange auf der Bank?«

»Ach, der.« Der Beamte grinste. »Er heißt Knappert und wohnt in Wehr. Mit dem sollten Sie auch sprechen.

Er sagt, er sei täglich hier oder in der Nähe unterwegs und hat angeblich etwas gesehen.«

»Er soll warten.« Er blickte an dem Beamten vorbei auf die nahe gelegenen Sträucher, in denen er eine Bewegung bemerkt hatte. »Das wär's fürs Erste. Danke.«

Im selben Moment teilte sich ein Gebüsch und der Notarzt kam daraus hervor. Hinter ihm schlugen die dünnen Zweige peitschend zusammen. Er musste Habermehl entdeckt haben, denn er eilte stracks auf ihn zu. Dabei zog er eine Einweg-Atenschutzmaske von Mund und Nase. Habermehl begrüßte ihn, kam aber nicht dazu, eine Frage zu stellen. Der Arzt ergriff sofort das Wort.

»Der Mörder hat dem männlichen Opfer eine breite Klinge von einem bis zum anderen Ohr durch die Kehle gezogen. Muss saumäßig geblutet haben.«

»Sie haben geahnt, wonach ich fragen würde?«

»Die Fragen sind doch immer die gleichen.« Der Arzt stellte seine Behandlungstasche ab.

»Das ist eine scheußliche Methode, jemanden vom Leben zum Tod zu befördern.«

»Aber sehr effektiv.« Der Arzt runzelte die Stirn. »Etwas allerdings stört mich an der Leiche.«

»Sie machen mich neugierig, Doktor.«

»Aufgrund der Größe der Wunde, und da die Karotis, gemeinhin als Halsschlagader bezeichnet, durchtrennt ist, hätte ich mehr Blut am Fundort erwartet. Es ist auffallend wenig Blut im Körpergewebe vorhanden.«

»Was wollen Sie damit andeuten?«

»Ohne einer genauen Untersuchung vorzugreifen, behaupte ich, dass ein großer Teil des Bluts fehlt. Interpretieren Sie das, wie Sie wollen.«

»An Vampire glaube ich nicht. Sollte jemand ...« Habermehl brach den Gedanken ab. Sein Pulsschlag erhöhte sich augenblicklich. Die Härchen auf seinen Unterarmen stellten sich auf.

»Warten Sie das Ergebnis der Obduktion ab, Herr Kommissar. Dann wissen Sie es genau.«

»Natürlich. Wurde das Mordwerkzeug gefunden?«

»Nein, aber ich tippe auf ein Bowiemesser, eine Machete oder etwas ähnlich Großes.«

»Ist der Leichenfundort auch der Tatort?«

»Anzunehmen.«

»Was sollte ich noch wissen?«

»Die Hände des Mannes sind mit einem Kabelbinder auf dem Rücken zusammengebunden. Im oberen Brustbereich des Opfers sind zahlreiche Strommarken zu sehen, was darauf hindeutet, dass der Mörder den Toten zuvor mit einem Elektroimpulsgerät kampfunfähig gemacht hat.«

»Konnten Sie keine Abwehrverletzungen feststellen?«

»Dazu war der arme Kerl nach der Attacke mit dem Elektroschocker nicht mehr fähig.«

»Wie lange ist er tot?«

»Zwischen achtzehn und vierundzwanzig Stunden, grob gesagt. Den genauen Zeitpunkt können Ihre Leute klären.«

Habermehl rechnete die Stunden zurück. »Seit gestern Nachmittag also. Ist doch schon ein guter Hinweis. Danke, Doktor.«

»Keine Ursache, aber das Beste kommt zum Schluss.« Der Weißkittel nahm seine Tasche auf. »So etwas habe ich noch nicht gesehen.« Er sah Habermehl mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Wollen Sie danach gefragt werden oder erzählen Sie's mir einfach?«

»Der Tote ist gekennzeichnet. Ein mir unverständliches Symbol ist in seine rechte Wange eingeritzt.«

»Soll heißen?«, fragte Habermehl erregt.

»Es ist ihm postmortal zugefügt worden. Sehen Sie es sich an.« Er zog ein Blatt aus der Tasche. »Hier haben Sie die vor-

läufige Todesbescheinigung. Kann ich fahren? Ich habe es eilig.« Der Arzt verabschiedete sich und lief zu seinem Wagen.

Wer war der Mann, der am Laacher Kopf einen gewaltsamen Tod gefunden hatte? Ein brutaler Mord mit Kennzeichnung der Leiche. So etwas war ihm während seines über 25-jährigen Berufslebens noch nicht untergekommen. Was war der Grund für dieses Verbrechen? Das fehlende Blut. Ein Ritualmord? Auf alle Fälle ein gefundenes Fressen für die Nachrichtenmedien. Es dürfte sich wie ein Lauffeuer herumsprechen und die Öffentlichkeit würde äußerst nervös reagieren. Sie mussten den Täter schnellstens dingfest machen.

»Ist die Spurensicherung vor Ort?«, rief er einem Polizeibeamten zu, der aus dem Wald heraustrat. Der Mann nickte. Die Spezialisten der Spusi sollten ihrer Arbeit ungestört nachgehen, erst dann würde er den Leichenfundort aufsuchen.

Habermehl tauchte unter dem Flutterband hindurch und ging auf den alten Mann zu, der ihn nicht bemerkte. Er klopfte mit seinem Spazierstock auf dem Waldboden herum, vermutlich im Takt eines Liedes. Sein Kopf wiegte hin und her, die Augen hielt er geschlossen.

»Sie sind Herr Knappert?«

Noch einige rhythmische Bewegungen mit dem Stock, dann hielt er inne und öffnete die Augen.

»Bin ich. Mattes Knappert.« Er rückte zur Seite und klopfte auf die Sitzfläche. »Flanz dich hin. Was bis du denn für einer? Bist du de Boss?«

»Wenn Sie so wollen, ja, der bin ich. Kriminalhauptkommissar Fritz Habermehl, Kripo Mayen.«

Er nahm neben dem Alten Platz. Seine dunklen Haare besaßen die Farbe der Augen, die ihn mit einem listigen Wieselblick musterten.

»Ein Beamter hat mir erzählt, dass Sie fast täglich hier vorbeikommen.«

»Wie alt schätzte mich?«

»Zwischen fünfundsechzig und siebzig.«

»Ha, fünfundachtzig bin ich und topfit. Und seit über fünfzig Jahre in der hiesigen Karnevalsgesellschaft tätig.«

»Respekt. Sie haben sich gut gehalten. Beantworten Sie nun bitte meine Fragen.«

»Ja, wat willstest denn wissen?«

»Ist Ihnen in den letzten Tagen hier oder in der Nähe etwas aufgefallen?«

»Gestern hab ich Kräuter-Jupp gesehen.« Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

»Wer bitte ist Kräuter-Jupp?«

»Das ist der Tünnes, der mit seinem roten Bulldog öber de Büsch fährt.« Knappert gab sich sichtlich Mühe, Hochdeutsch zu sprechen, ließ aber immer wieder Wörter des ortsüblichen Dialekts einfließen. »Der schwätzt den Leuten Kräuter und Heilwasser auf. Sollen angeblich jedes Wehwehchen heilen. Ich war an der Sankt-Anna-Kapelle und hab ihn auf einem Feldweg an der Autobahn gesehen.«

»In welche Richtung ist er gefahren?«

»In Richtung Wehr. Das weiß ich genau. Der wollte mir was verticken.«

»Dann haben Sie mit dem Mann gesprochen?«

»Nein. Er wollte mit mir schwätzen, ich hatte aber keine Zeit.«

»Und worüber wollte er reden?«

»Ich weiß nicht, was er wollte.«

»Schade. Wie heißt der gute Mann korrekt?«

»Ich kenn den nur als Kräuter-Jupp. Wo er wohnt, weiß ich nicht. Das musst du schon selber herausfinden.«

»Das werden wir. Haben Sie eine Ahnung, wie wir an Kräuter-Jupp herankommen? Wir müssen uns mit ihm unterhalten.«

Knappert antwortete nicht. Er spießte seinen Stock energisch in den weichen Boden neben dem Weg, wo er

senkrecht stecken blieb. Aus einer Tasche kramte er ein zusammengefaltetes Blatt hervor.

»Der hat mir den Zettel gegeben. Da steht drauf, wann und wo er seine Kräuter vertickt.«

Habermehl blickte auf den Zettel. »Kann ich das Blatt behalten?«

»Klar doch.« Knappert beugte sich zu ihm hin. Seine Neugierde war nicht zu übersehen. »Sag mal, hat der was angestellt?«

»Kann ich noch nicht sagen. Aber möglicherweise haben Sie uns einen wichtigen Tipp gegeben. Ich danke Ihnen auf alle Fälle, Herr Knappert.«

»Hat mich gefreut.« Der alte Mann stieß ihm den Ellbogen in die Seite und fragte mit gedämpfter Stimme: »Was ist eigentlich los? Ist was Schlimmes passiert?« Er schlug ein Kreuzzeichen.

»Weiß ich noch nicht. Bevor wir selbst nichts Genaues wissen, werden wir nichts sagen.«

»Ich verstehe, du darfst nix sagen. Gib mir doch einen Tipp. Ich sag auch nix weiter.«

»Ich auch nicht, Herr Knappert. Ich weiß, wie schnell sich ein Gerücht in der Eifel herumspricht.«

Habermehl sah den Alten von der Seite an, konnte aber kein Anzeichen erkennen, dass er eingeschnappt war. »Soll Sie jemand nach Hause fahren?«

»Wenn du mir schon nix sagst, dann fahr mich wenigstens heim. Ich will aber früher aussteigen. Es soll keiner aus der Nachbarschaft mitkriegen, dass ich mit der Polizei zu tun habe.«

»Versteh ich gut.« Habermehl lächelte. »Ihnen ist in den letzten Tagen hier am Laacher Kopf nichts weiter aufgefallen? Sie waren doch hier?«

»Was willstest damit sagen?«, fragte Knappert lauernd. »Was auch passiert ist, ich hab mit der ganzen Amborage nix zu tun.«

»Das will ich damit nicht gesagt haben. Wann waren Sie gestern hier, bevor Sie Kräuter-Jupp gesehen haben oder danach?«

»Gar nicht. Gestern war mir nicht gut, als ich am Kappellen war. Weiter bin ich nicht gekommen. Heute fühl ich mich wieder besser. Wart mal.«

Knappert griff in die Innentasche seiner Jacke und holte einen Flachmann hervor. Er gönnte sich einen kräftigen Schluck. »Schmeckt gut.« Er schnalzte mit der Zunge.

Habermehl spürte, dass Knappert zögerte, auch ihm einen Schluck anzubieten. Erst nach einer Weile sagte er: »Willste auch einen? Ist ein Aufgesetzter mit Schlehen. Hann ich selbst jemacht.«

»Nein, danke, ich bin im Dienst«, lehnte Habermehl ab.

Er rief einen jungen Beamten heran und bat ihn, Mattes Knappert nach Wehr zu fahren.

Ganz in der Nähe parkte der Streifenwagen, in dem der Mann saß, der den Leichnam entdeckt hatte. Bevor er ihn erreichte, vernahm er das Fahrgeräusch eines Autos und trat zur Seite. Der Polizeiwagen rollte langsam an ihm vorbei. Auf der Rückbank saß Mattes Knappert, der sich wie ein König zu fühlen schien. Das war an seinem Gesichtsausdruck deutlich abzulesen. Durch das heruntergekurbelte Fenster winkte er ihm lachend zu und rief: »Tschö, on mach et jot!«

Habermehl ging um das Polizeiauto herum zur hinteren Tür und öffnete sie. Der Mann fuhr erschrocken zusammen.

»Pardon, ich wollte Sie nicht erschrecken, Herr ...«

»Kurt Stankeit.«

»Habermehl, Kripo Mayen. Sie haben den Toten gefunden?«

»Leider ja.«

»Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Bringen wir es hinter uns und fragen Sie.«

»In Ordnung. Sie waren bei der Leiche?«

Stankeit stöhnte auf. »Mir wird jetzt noch schlecht, wenn ich daran denke.«

»Haben Sie die Leiche angefasst?«

»Um Himmels willen, nein.«

»Trotzdem brauchen wir Ihre DNS.«

»Warum denn das? Sagen Sie bloß nicht, Sie halten mich für einen Mörder.«

»Nein«, beschwichtigte ihn Habermehl. »Aber nur so können wir Spuren, die Sie möglicherweise hinterlassen haben, von denen des Täters abgrenzen.«

»Verstehe. Dann stecken Sie mir das Wattestäbchen mal in den Mund. Ich weiß aus dem Fernsehen, wie das geht.«

Habermehl rief einen Kollegen der Spurensicherung herbei, der die Speichelprobe nahm. Trotz der psychischen Schieflage, in der sich der Mann befinden musste, machte er einen gefassten Eindruck. »Erzählen Sie mal, Herr Stankeit.«

»Ich bin heute Morgen in Galenberg losgegangen. Der Jakobsweg über Wehr nach Maria Laach hat mich schon lange gereizt. Ich bin mit meinen achtundsechzig nicht mehr der Jüngste und habe mir Zeit gelassen. An der Sankt-Anna-Kapelle legte ich eine Rast ein.«

»Kommen Sie bitte auf das Wesentliche zu sprechen«, unterbrach er Stankeits Redefluss.

»Ich bin weitergegangen, unter der Autobahn durch bis in den Wald. Da verspürte ich ein menschliches Bedürfnis. Also runter vom Weg und in die Büsche. Aber etwas stimmte nicht. Je weiter ich in den Wald hineinging, desto unangenehmer stank es. Und dann die eigenartigen Geräusche, kaum wahrnehmbar. Summen und leises Schmatzen lagen in der Luft.«

»Einbildung oder haben Sie das wirklich gehört?«

»Wenn Sie mich so fragen, Herr Kommissar, ich weiß es nicht.«

»Was war dann?«

Stankeit schluckte schwer. Die Erinnerung an das Erlebte musste ihm zu schaffen machen. Seine Gelassenheit begann zu bröckeln.

»Ich drückte Zweige auseinander und stand plötzlich vor einem Laubhaufen. Aber etwas störte mich daran. Es sah aus, als wäre er mit Absicht aufgehäuft worden. Es stank widerwärtig.« Der Mann presste die Worte mühsam hervor, als drohte er, an ihnen zu ersticken.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?«, fragte Habermehl.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ihre Gesichtsfarbe hat zu einem ungesunden Grüngrau gewechselt.«

»Quatsch.« Mit einer abweisenden Handbewegung wischte Stankeit seinen Einwand weg und atmete tief ein. »Ich hob einen Ast auf und habe im trockenen Laub herumgestochert. Und dann ...« Die Stimme des Mannes brach. Er erstarrte, fing sich aber schnell wieder. »Ich dachte, eiskalte Hände griffen nach mir und drückten meine Brust zusammen. Scheußlich. Zuerst sah ich nur eine Schulter, dann ein Gesicht. Dicke Fliegen krabbelten aus dem Laub, andere flogen hinein, ein ständiges Kommen und Gehen.« Stankeit verzog angeekelt den Mund.

»Sollen wir eine Pause machen?«

»Nein. Das muss man sich mal vorstellen. Da lag eine Leiche.« Stankeit schluckte zum wiederholten Mal und fuhr fort: »Plötzlich stürzten sich diese ekelhaften fetten Fliegen auf mich. Immer wieder versuchten sie, sich auf meine Augen und meinen Mund zu setzen. Ich habe den Ast weggeworfen und versucht, die Viecher zu vertreiben. Dann bin ich gerannt.«

»Wohin sind Sie gelaufen?«

»Zum Museum. Kennen Sie sicher. Die Dame an der Kasse hat die Polizei verständigt.«

»Die Polizisten haben Sie dort abgeholt und sind mit Ihnen hierher gefahren?«

»Ja. Ich habe denen aber sofort gesagt, dass mich keine zehn Pferde dazu bewegen könnten, auszusteigen. Der Anblick des Toten hat sich für alle Zeit in mein Gehirn eingebrannt. Das wollte ich nicht noch einmal ertragen.«

»Ich versteh Sie vollkommen«, sagte Habermehl voll Anteilnahme. »Haben die Kollegen Ihre Personalien aufgenommen?«

»Ja, gleich am Anfang.«

»In Ordnung, wir sind fertig. Kann ich etwas für Sie tun?«

»Können Sie mich zum Kloster bringen lassen?«

»Ich sage den Beamten Bescheid, mit denen Sie hergekommen sind. Dauert einen Moment.«

»Geht in Ordnung.« Stankeit wischte sich mit einem Tuch über den Mund.

»Ich muss zurück zum Fundort. Sie warten bitte hier.«

»Was dachten Sie denn? Ich hab mir einen Wolf gelaufen und Blasen an den Füßen.«

Habermehl schlug die Autotür zu und ging zum abgesperrten Bereich.

Knappert und Stankeit hatten die Sankt-Anna-Kapelle am Nohlesberg bei Wehr erwähnt. Erinnerungen wurden wach. Durch Vandalismus waren wiederholt Zerstörungen an der Kapelle und in deren Innenraum vorgekommen. Er war damals ein junger Kommissar und mit den Ermittlungen betraut. Zum Glück hatte die Gemeinde die barocke Originalfigur der Mutter Anna mit Maria rechtzeitig durch eine Kopie ersetzt. Deshalb war der materielle Schaden nicht allzu groß.

Stankeit war ein wichtiger Zeuge, da er die Leiche gefunden hatte. Mit seiner Aussage konnten die Fundumstände geklärt und zu Protokoll genommen werden. Noch bedeutsamer erschien ihm der Hinweis, den Mattes Knappert gegeben hatte: Kräuter-Jupp. Konnte der etwas gesehen haben? Oder kam er gar als Täter infrage?

»Hallo, Chef.« Uwe Weinbrecht wartete hinter dem Absperrband. »Wir können zum Leichenfundort gehen. Die Spusi räumt gerade das Feld.«

»Sie gehen vor.«

Weinbrecht zwängte sich zwischen zwei Büschen hindurch. Er folgte ihm und bekam die zurückschnellenden Zweige zu spüren.

»Sie haben angeordnet, ich soll vorausgehen.«

»Habe ich irgendetwas gesagt?«, erwiderte Habermehl heftig und drängte die Zweige zur Seite. »Los, weiter.«

Sie kämpften sich etwa zwanzig Meter tief in den Wald und erblickten den Laubhaufen. Der Notarzt und die Kollegen der Spurensicherung hatten den Körper des Toten weitgehend freigelegt. Der Kopf lag unnatürlich verdreht auf einem Moospolster. Eindeutig, der Mann war nicht einfach so gestorben. Jemand hatte ihm auf brutale Art und Weise das Leben genommen.

Habermehl zog Einweghandschuhe über und drückte ein Taschentuch vor die Nase. Das unangenehm süßliche Parfüm des Todes schwebte in der Luft. Als er näher heranging, sah er das angetrocknete Blut, das aus einer übel aussehenden Halswunde hinausgetropft war. In der offenen Wundstelle bewegte sich etwas unter einem transparenten Hautfetzen. Unzählige Maden waren geschlüpft. Angewidert wandte er sich ab. Wie eine Lawine spürte er Kälte über seinen Rücken rollen.

»Können Sie das Symbol erkennen, von dem der Doc gesprochen hat?«, fragte Weinbrecht und reckte sich.

»Nein. Sein Kopf ist nach rechts geneigt. Wir müssen ihn drehen. Machen Sie das mal.«

Weinbrecht sah ihn ungläubig an. »Sie meinen, ich soll ...?«

Habermehl zog die Augenbrauen hoch und nickte nachdrücklich. »Herr Beyer ist nicht da. Wen könnte ich sonst meinen?«

Widerstrebend streifte sich Weinbrecht Handschuhe über und beugte sich zu dem Leichnam hinunter. Behutsam drehte er den Kopf nach links.

»Greifen Sie ruhig zu, Sie können nichts mehr kaputt machen.« Habermehl begutachtete das Symbol aus verschiedenen Blickwinkeln. »Das reicht. Ich habe genug gesehen. Sie können ihn loslassen.«

Weinbrecht folgte der Anweisung umgehend und schüttelte sich.

Habermehl steckte das Tuch zurück in die Tasche. Er legte Weinbrecht eine Hand auf die Schulter und schob ihn vor sich her, weg von dem Toten. »Was ist Ihnen an der Leiche aufgefallen?«

»Ich habe erwartet, eine größere Menge Blut und mehr Blutspritzer im Umkreis vorzufinden.«

»Gut beobachtet oder hat Ihnen das der Doktor gesteckt?«

»Eigene Beobachtung.«

»Aber es stimmt. Hier ist viel zu wenig Blut.«

»Eine Erklärung dafür, Chef?«

»Da weder Sie noch ich an Vampirismus glauben, kann ich das nur so deuten, dass der Täter das Blut mitgenommen haben muss.«

»Hölle, mit was für einem Perversen haben wir es zu tun?«

»Keine Ahnung, Herr Weinbrecht. Ein Sadist, der in Verzückung gerät, wenn er Blut riecht? Ein sadistisch geleiteter Blutfetischist, ein Kannibale?«

»Auf jeden Fall ist er ein Scheißkerl«, empörte sich Weinbrecht und trat gegen einen morschen Ast. Habermehl sah ihn die Augen rollen. Mit einem Kopfschütteln demonstrierte er seine Fassungslosigkeit. »Könnte auch ein Täter aus der Satanistenszene sein.«

»Darf ich Ihren Gedanken über die Abgründe des menschlichen Geistes einen weiteren Aspekt hinzufügen?«

Ein Mann in einem weißen Tyvek-Schutzanzug trat an sie heran, Christian Engel von der Spurensicherung.

Habermehl wirbelte herum und setzte eine säuerliche Miene auf. »Verdammt. Müssen Sie uns so erschrecken?« Er wischte sich mit einem Tuch über den Nacken.

»Ich verstehe, dass Ihre Nerven blank liegen. Kein Wunder, bei einem solchen Anblick. Kommen Sie, hier können wir nichts mehr tun.«

Gemeinsam kämpften sie sich durch das Unterholz in Richtung des Wegs.

»Habt ihr einen Namen?«

Engel blieb abrupt stehen und hielt ihm wortlos zwei Plastiktüten unter die Nase. In der einen befand sich ein Personalausweis, in der anderen ein prall gefülltes Portemonnaie.

»Dann war es kein Raubmord«, stellte Weinbrecht scharfsinnig fest.

»Nein, hinter Geld oder anderen Wertgegenständen war der Täter nicht her.«

»Was steht auf dem Ausweis?«, fragte Habermehl.

»Armin Baertel aus Andernach.«

»Schreiben Sie die Adresse auf, Herr Weinbrecht. Und wie kommt der hierher? Irgendeine Idee?«

»Er trägt feste, halbhohe Schuhe, also ein Wanderer. Seinen Rucksack haben wir sichergestellt.«

»Ist sonst noch was? Ihr habt normalerweise immer eine Überraschung parat.«

»So auch heute. Ich hätte ein spannendes Schmankerl für Sie. Interessiert?«

»Ich liebe Überraschungen«, antwortete Habermehl.

»Sie haben es noch nicht gesehen?«

»Wenn Sie das Zeichen meinen, doch.«

»Sie wissen davon?« Engels Stimme klang enttäuscht. Er stellte den Spurensicherungskoffer ins Gras.

»Können Sie uns was dazu sagen?«

»Nur, dass es mit einem scharfen Messer, vielleicht einem Skalpell, in die Haut eingeritzt worden ist. Wollen Sie mal sehen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, schaltete Engel die Digitalkamera ein, die um seinen Hals hing. Auf dem kleinen Display präsentierte er das Bild.

Weinbrecht hatte sogleich eine Erklärung bei der Hand: »Sieht aus wie ein Hähnchenschenkel.«

»Das fällt Ihnen erst jetzt auf? Haben Sie vorhin nicht richtig hingesehen?«

»Sie wollten das Symbol im Original sehen, Chef. Ich nicht.«

Engel lachte kurz auf und zog die Schultern hoch. »Dazu kann ich nichts sagen. Die Deutung des Zeichens ist Ihr Job. Sie sind für das kriminalistische Denken zuständig. Wir sichern nur Beweise.«

Habermehl wusste in diesem Moment, das ihm das Symbol Kopfzerbrechen bereiten würde, ebenso die Frage nach dem Motiv für die Tat. Um das herauszufinden, brauchte er Hinweise, an denen er ansetzen konnte. Seine Hoffnung, wenigstens einige Antworten zu bekommen, ruhte auf den Kollegen der Spurensicherung, die er sehr schätzte. Sie arbeiteten gewissenhaft und effektiv. Auf ihn und sein Team kam in nächster Zeit eine Menge Arbeit zu.

»Ist für den Abtransport der Leiche gesorgt?«, fragte er nach einer Weile.

»Der Doktor hat sich darum gekümmert. Herr Baertel wird in die Rechtsmedizin nach Bonn gebracht.«

»In Ordnung. Wir bekommen Ihren Bericht so schnell wie möglich?«

»Wie lange kennen wir uns, Herr Habermehl?«

»Lange genug, um zu wissen, dass ich mich auf Sie verlassen kann.«

»Eben.« Engel nahm seinen Koffer auf und ging.

Habermehl rührte sich nicht vom Fleck und starrte einen Moment stumm in die Wipfel der Bäume. »Wir haben

die unangenehme Aufgabe, Frau Baertel die Nachricht vom Ableben ihres Mannes zu überbringen.« Er setzte sich entschlossen in Bewegung. »Fahren wir.«

Auf dem Weg zum Wagen klingelte sein Mobiltelefon. Er drückte die Sprechaste und meldete sich. Lukas Dux war am anderen Ende.

»Ich kann mir denken, warum Sie anrufen, Herr Dux. Wegen Ihres Praktikums.«

»Genau. Ist mittlerweile eine Entscheidung gefallen?«

»Ja. Heute Vormittag hat Kriminalrat Brückner grünes Licht gegeben.« Habermehl spürte buchstäblich die knisternde Spannung, die Dux ergriffen hatte. Ein leises Lächeln umspielte seinen Mund. »Sie haben den Praktikumsplatz. Wir sollten allerdings später darüber reden.«

»Verstehe, Sie haben zu tun. Ein interessanter Fall?«

»Kann man so sagen.«

»Okay. Ich melde mich in den nächsten Tagen noch einmal bei Ihnen.«

Habermehl beendete das Gespräch.

»War das dieser Praktikant?«, fragte Weinbrecht und betonte das letzte Wort in einer Art, die ihm nicht gefiel.

»Das war Herr Dux. Sie sollten Ihre Vorurteile gegenüber Praktikanten schleunigst überdenken. Auf mich hat der junge Mann einen guten Eindruck gemacht. Eine sympathische Stimme.«

Leichenfundort: 7° 14' 32,95" Ost, 50° 24' 22,20" Nord.

Fünfundzwanzig Minuten später stoppte Weinbrecht den Wagen vor dem Haus der Familie Baertel in Andernach. Sie klingelten. Eine Frau um die Vierzig mit hochgestecktem Haar begrüßte sie.

»Frau Baertel?«, fragte Habermehl und zeigte ihr seinen Dienstausweis.

»Nora Baertel, ja.«

»Dürfen wir hineinkommen?«

»Um was geht es?« Sie führte sie in ein geschmackvoll eingerichtetes Wohnzimmer. Hinter dem großen Fenster breitete sich ein Grundstück aus, das von einer hohen Hecke eingefriedet wurde.

»Was führt Sie zu mir? Die Polizei im Haus verheißt nichts Gutes.«

Habermehl schluckte. »Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass Ihr Mann tot aufgefunden wurde.«

Er hasste die Situation, einem Menschen die Nachricht vom Ableben des Partners überbringen zu müssen. Man wusste nie, wie das Gegenüber reagierte. Musste er mit einem Zusammenbruch rechnen oder nahm er oder sie die Botschaft gefasst auf?

»Unser Beileid, gnädige Frau.«

Mit starrem Blick sah Nora Baertel an ihm vorbei, wie paralysiert. In ihrem Gesicht regte sich fast kein Muskel, nur ein Augenlid zuckte. Geistesabwesend nagte sie an der Unterlippe. Die Hände presste sie in die gepolsterten Armlehnen des Sessels. Eine beklemmende Stille erfüllte den Raum.

»Sie haben verstanden, was ich sagte?«, fragte Habermehl leise.

Die Frau nickte. »Ein Unfall?« Die Worte waren kaum zu verstehen.

»Ihr Mann wurde Opfer eines Gewaltverbrechens.«

Wieder diese schmerzliche Stille, nur unterbrochen vom rhythmischen Ticken einer Standuhr.

»Sie meinen ... ermordet?«

»Wir haben ihn in der Nähe von Maria Laach gefunden.«

»Dann war er wohl wandern.«

»Sie sagen das so, als wüssten Sie nicht, was Ihr Mann vorhatte.«

Nora Baertels Selbstbeherrschung beeindruckte ihn. Die meisten Frauen brachen in Tränen aus, wenn sie vom Tod ihres Ehemannes erfuhren.

Langsam erhob sie sich und ging zu einem Tisch, auf dem etliche Flaschen standen. Mit einem bis zum Rand gefüllten Glas kam sie zurück. »Darf ich Ihnen auch einen Whisky anbieten?«

Habermehl lehnte ab.

Die Frau trank das Glas halb leer und sagte: »Sie wundern sich bestimmt über meine Beherrschung.«

»Jeder reagiert anders auf eine solche Nachricht.«

»Ich will es Ihnen gleich sagen. Armin und ich wollten uns trennen. Das Scheidungsverfahren läuft bereits. Er ist auch schon ausgezogen.«

»Wir nehmen das zur Kenntnis, Frau Baertel«, erwiderte Habermehl. »Wir brauchen seine neue Adresse.«

»Ich schreib Sie Ihnen auf.«

»Gab es Unstimmigkeiten?«

»Natürlich gab es Auseinandersetzungen um die Verteilung der Sachwerte. Aber glauben Sie nicht, daraus ein Mordmotiv ableiten zu können.«

»Trotzdem müssen wir Sie fragen, wo Sie gestern Nachmittag waren.«

»Ich war einkaufen und anschließend beim Friseur.«

»Wir werden das überprüfen«, warf Weinbrecht ein.

»Ist in den letzten Tagen etwas vorgefallen? Hatten Sie Kontakt mit Ihrem Mann?«

Frau Baertel trank das Whiskyglas leer. Sie verzog den Mund, auf ihrer Stirn bildeten sich Falten. »Ich habe ihn weder gesehen noch gesprochen.«

»Was ist Ihr Mann von Beruf?«

»Er ist, war Anlageberater bei einer Bank hier in Andernach.« Die Stimme der Frau stockte. Zum ersten Mal erkannte Habermehl Trauer in ihrem blassen Gesicht. Ihre Abgeklärtheit zeigte Brüche. »Ich gebe Ihnen seine Visitenkarte.«

»Hat Ihr Mann ein Arbeitszimmer im Haus?«

»Ja, aber er hat es ausgeräumt.«

»Dürfen wir es uns trotzdem ansehen?«

Nora Baertel erhob sich und forderte sie auf, ihr zu folgen.

»Hier, bitte.« Die Frau öffnete eine Tür und ließ sie eintreten. »Sehen Sie sich in Ruhe um. Ich bin im Wohnzimmer.«

Minuten später verließen Weinbrecht und er den Raum. Armin Baertel hatte sein ehemaliges Arbeitszimmer gründlich leer geräumt.

Frau Baertel saß zusammengesunken im Sessel. Ihr war deutlich anzumerken, dass sie die Nachricht vom Tod ihres Mannes stärker mitgenommen hatte, als sie sich eingestehen wollte.

»Ich möchte gern allein sein«, sagte sie leise.

»Im Moment haben wir keine Fragen mehr, Sie hören aber noch von uns.«

»Das werde ich nicht verhindern können.«

»Rufen Sie an, wenn Ihnen etwas einfallen sollte.« Habermehl legte eine Visitenkarte auf den Tisch.

»Was halten Sie von der Frau?«, fragte Weinbrecht, als sie wieder im Wagen saßen.

»Sie hat sich bemüht, Stärke zu zeigen. Doch sie wird ihren schwachen Augenblick bekommen, sobald ihr bewusst wird, welchen Verlust sie erlitten hat, trotz der Querelen um die Scheidung.«

»Könnte sie in einem Zusammenhang mit dem Mord stehen?« Weinbrecht zwirbelte eine Strähne seines Haares.

»Die ist zu zart, um einen solch brutalen Mord zu begehen.«

Weinbrecht startete kommentarlos den Motor und ließ den Wagen rückwärts auf die Straße rollen.

»Sie schauen gleich in unserer Datenbank nach, ob Armin Baertel aktenkundig ist«, wies Habermehl seinen Kollegen an. »Ich werde Kriminalrat Brückner aufsuchen und ihm einen vorläufigen Bericht geben.«

Sonntag, 19. August 2001

Ienseits des lang gestreckten Höhenzuges des Gänsehalses zogen dunkle Wolken auf. Lukas sah sie bei einem Blick in den Rückspiegel. Sie verhiessen nichts Gutes. Südlich des Laacher Sees strahlte noch die Sommer-sonne vom spärlich bewölkten Himmel.

Er hatte die Mendig im Norden umgehende Kreis-straße verlassen und befand sich auf einem Wirtschaftsweg, der parallel zur A 61 verläuft. Außer ihm war dort niemand unterwegs, während auf der Autobahn ein un-unterbrochener Strom von Fahrzeugen vorbeirauschte, darunter ein Konvoi von sechs Wohnwagen-Gespanssen mit gelben Autokennzeichen. Er warf immer wieder einen Blick auf das graue Asphaltband – und war froh, dort nicht unterwegs sein zu müssen.

Nach einer kurzen Steigung verlief der Wirtschaftsweg nach rechts auf eine Brücke zu. Er bog in einen unbefestigten Weg ein, in den landwirtschaftliche Fahrzeuge und Lastwagen Spurrillen eingegraben hatten. Die tiefsten Furchen und Löcher waren mit vulkanischem Lockermaterial und Erdreich verfüllt worden. Es hatte seit zehn Tagen nicht geregnet und die Erde war zu feinem, pulvertrockenem Staub zermahlen.

Hier konnte Lukas' ehemaliges Bundeswehr-Fahrzeug seine überlegene Geländetauglichkeit ausspielen. Es war ganz nach seinem Geschmack, fernab von stark frequentierten Straßen und belebten Ortschaften unterwegs zu sein. Die laute, überreizte Welt lag hinter ihm, doch er konnte sie nicht ausknipsen, wie mit einem Schalter das Licht. Er konnte dieser Welt nicht entfliehen, sich nur zeitweise von ihr abnabeln. Das vermittelte ihm ein Gefühl von Freiheit.

Der holprige Fahrweg führte direkt auf die südliche Umwallung des Laacher Sees zu. Vor dem dunkelgrünen Hintergrund des Krufter Waldes lag sein Ziel. Dominiert wurde das Panorama durch den Krufter Ofen. Dort hatte vor Jahren ein intensiver Abbau stattgefunden. Die aufgelassene Grube war mittlerweile renaturiert und in der kesselartigen Einsenkung lag heute der Waldsee.

Er stellte den Wagen neben der Einfahrt in die Bimsgrube ab. Bei einem Blick durch das Seitenfenster sah er die Schleier der Staubfahne, die er bei der Anfahrt hinter sich hergezogen hatte. Die feinen Teilchen des vulkanischen Sandes setzten sich rund um den Weg ab. Eine graue Staubschicht bedeckte das Land und die dort wachsenden Pflanzen. So wie hier sah es in der Umgebung aller Bimsabbau und Schlackengruben aus.

Neun Uhr dreißig. Jan war mit ihm verabredet und würde bald kommen. Er hatte bei einem Telefongespräch den Wunsch geäußert, einmal an einer Mineraliensuche teilzunehmen.

Lukas stieg aus und reckte die Glieder. Vor ihm breitete sich wie eine natürliche Reliefkarte das Hügelland der Pellenz aus. In östlicher Richtung erhob sich hinter Kruft der markante Korretsberg. Im Süden, von seinem Standpunkt aus nicht erkennbar und verborgen unter einem Dunstschleier, lag das Tal der Mosel.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Jans *Land Rover Defender* rollte auf den Platz. Zum Glück stand Lukas so, dass der sanfte Westwind die Staubfahne des Wagens von ihm fortblies.

»Pünktlich wie die Maurer«, begrüßte er Jan. »Hast du die Regenwolken bestellt?« Er deutete nach Westen, von wo aus sich die dunklen Wolken immer weiter ausdehnten.

»Damit habe ich absolut nichts zu tun.« Jan hob abwehrend die Arme.

»Wenn doch, hättest du es gestern regnen lassen sollen.«

»Wieso das?«

»Der Regen hätte die Minerale freispülen und vom Staub befreien können. Wir würden sie heute leichter erkennen.«

»Leuchtet mir ein. Aber trotzdem versuchen wir unser Glück, oder?«

»Natürlich. Lass uns die Zeit nutzen. Wir können unterwegs reden.«

Lukas nahm seinen Rucksack auf. Sie stiegen über das quer in der Einfahrt gespannte Drahtseil und marschierten los, als ein weiterer Wagen auf den Parkplatz fuhr.

»Will der etwa auch sammeln?«, fragte Jan.

»Davon kannst du ausgehen. Das ist Günther Magerl aus Obermendig. Wir kennen uns von verschiedenen Fundstellen.«

Günther stieg aus und kam ihnen entgegen. Nach der Begrüßung spazierten sie zusammen in die Bimsgrube.

»Was hast du heute vor, Günther?«, erkundigte sich Lukas.

»Ich gehe zur Siebanlage. In dieser Woche ist dort intensiv gearbeitet worden. Du weißt, mit etwas Glück findet man da interessante Auswürflinge. Kommt ihr mit?«

»Nein, wir haben es auf die kleinen Blaumänner abgesehen, den Hauyn.«

»Dann wünsche ich euch viel Erfolg. Aber wozu brauchst du den Rucksack, wo doch ein Reagenzglaschen reichen würde?«

Lukas schlug behutsam gegen den Rucksack. »Da ist Marschverpflegung drin.«

»Wollt ihr länger bleiben?«

»Eine gute Ausrüstung ist das A und O. Solltest du als erfahrener Mineraliensammler wissen.«

Günther hob lässig die Hand und ging zielstrebig auf die in der Nähe der Abbauwand aufgebaute Siebanlage zu. Lukas und Jan spazierten gut gelaunt zu der großen

Freifläche im östlichen Bereich der Grube. Kurze Zeit später schritten sie in der typischen Trauerhaltung, mit vorgebeugtem Oberkörper und die Augen auf den Boden gerichtet, die Fläche nach dem blauen Edelstein ab, der dort in kleinen Aggregaten gefunden werden konnte.

»Mein Rücken.« Jan presste die Hände in die Taille und streckte sich. Er verzog das Gesicht, als bereitete ihm die Bewegung Schmerzen. »Ist das anstrengend. Ich breche gleich durch.«

Lukas grinste breit und deutete auf große Felsbrocken, die am Fuß eines aufgeschütteten Steinhauens lagen. »Wir sollten eine Pause einlegen.« Er zog den Reißverschluss seines Rucksacks auf und griff hinein. »Einen Becher Götterspeise mit Waldmeistergeschmack?«

»Besser als nichts«, erwiderte Jan und setzte sich schwerfällig, eine Hand in die Seite gedrückt. »Du stehst immer noch auf das grüne Wabbelzeug?«

»Das könnte ich zu jeder Tages- und Nachtzeit verpeisen.«

Jan zog den Verschlussdeckel ab. »Hast du auch einen Löffel?«

»Klar. Wie willst du denn sonst essen?«

»Mal ehrlich«, meinte Jan nach einer Weile, »wir sind doch unbefugt hier?«

»Mach dir darüber keinen Kopf. Ich habe den Verantwortlichen gefragt, ob wir die Grube betreten dürfen.«

»Dann bin ich beruhigt.« Jan löffelte weiter. »Wie oft haben wir uns wohl gebückt? Hundertmal?«

»Zähle die gesammelten Minerale und verdoppele die Zahl. Das ergibt einen ungefähren Richtwert.«

Jan wiegte den Oberkörper von einer Seite zur anderen und stöhnte.

»Mit deiner Fitness ist es nicht weit her. Das war früher anders.« Lukas genehmigte sich ein zufriedenes Lächeln.

»In einem bequemen Beobachtungsstuhl hinter einem Teleskop zu sitzen ist weniger anstrengend. Du bist übers Wochenende bei deinen Eltern?«

»Ja, aber heute Abend geht's zurück zur Polizeischule. Morgen stehen wichtige Vorlesungen an.«

»Du nimmst das Studium ernst.«

»Was für eine Frage. Ich habe stets mein Ziel vor Augen, meinen Abschluss, den ich mit Bravour erreichen möchte.«

»Eine löbliche Einstellung.« In Jans Stimme schwang Anerkennung mit. »Ich habe mitbekommen, dass die Landespolizeischule im Hunsrück ansässig ist. Du hast aber nicht erwähnt wo.«

»In der Nähe des Flughafens Hahn.« Lukas kratzte die letzten Reste des Wackelpeters aus dem Becher.

»Ach ja, das sagt mir was. Erinnerst du dich noch an deinen Besuch im Observatorium?«

»Sicher. Ist doch erst drei Wochen her. War übrigens sehr interessant.«

»Danke. Ich hatte dir von dem Kometen erzählt.«

»Ja. Wie heißt der noch gleich? Nepi oder so ähnlich.«

»Nemti. Wir nennen ihn Nemti.«

»Genau. Wie entwickelt er sich? Hält er das Versprechen, das du mir gegeben hast?«

»Das will ich meinen. Er hat sich prächtig entwickelt. Am Dreizehnten habe ich ihn das erste Mal mit bloßem Auge gesehen. Hier hast du den Löffel zurück.« Jan klemmte den leeren Becher zwischen zwei Steine.

»Was ich nicht verstehe, Jan, wieso ist kaum etwas davon in den Medien zu hören oder zu lesen?«

»Weil sich keiner blamieren will. Seit 1973 sind die Fachleute in ihren Vorhersagen sehr vorsichtig, was Kometen betrifft.«

»Was ist seinerzeit schiefgelaufen?«

»Damals wurde der Komet Kohoutek vollmundig als Jahrhundertkomet angekündigt. Alle Beobachtungen

sprachen zunächst dafür. Doch im Endeffekt war Kohoutek eine einzige Enttäuschung.«

»Seitdem lehnt sich keiner mehr aus dem Fenster.«

»Wenigstens nicht weit, was verständlich sein dürfte.«

»Dann hast du mit deiner Prognose Mut bewiesen.«

Jan schmunzelte. »Ich war ziemlich sicher, dass ich mit meiner Voraussage recht habe.« Seine Stimme klang selbstbewusst.

»Die Wissenschaft ist nicht stehen geblieben. Heutzutage gibt es sicher bessere Möglichkeiten der Vorhersage als damals.«

»Schon, aber die Grundlage aller Voraussagen sind die Beobachtungsdaten. Wenn da etwas nicht genau stimmt, schon eine geringe Abweichung, ein winziger Messfehler, und es geht in die Hose. Außerdem sind Kometen stets für eine Überraschung gut, positiv und auch negativ.«

»Okay. Nemti kann man also inzwischen mit bloßen Augen sehen.«

»Mit einem guten Sehvermögen schon, eine sternenhelle Nacht vorausgesetzt. Nemti wird in den nächsten Tagen so hell, dass selbst ein halb Blinder ihn nicht übersehen kann.«

Lukas steckte die leeren Becher zusammen und packte sie in den Rucksack. »Hoffen wir, dass das Wetter mitspielt.«

»Bisher waren die Beobachtungsbedingungen in der Eifel gut.« Jan warf einen skeptischen Blick auf die immer dichter werdende Wolkendecke.

»Da staune ich aber.« Lukas gab sich überrascht. »Im Hunsrück war in der letzten Woche der Himmel entweder bedeckt oder es lag Hochnebel über dem Land. Da war nichts mit Sterne gucken.«

»Da hat die Eifel dem Hunsrück etwas voraus«, entgegnete Jan selbstzufrieden. »Wir hatten einige Beobachtungsfenster mit hervorragender Sicht.«

»Dann ist Nemti der zweite gute Grund, um für einige Zeit in die Eifel zu kommen.«

»Und was ist der erste?«

»Mein Praktikum in der Kriminalinspektion Mayen.«

»Dann hat es geklappt? Glückwunsch. Wann geht es los?«

»In gut zwei Wochen.«

»Wie lange dauert ein solches Praktikum?«

»Drei Monate. Was macht dein Kollege?«

»Wen meinst du?«

»Deinen Projektleiter, el Hadary.«

»Der hat einen Knall.« Jan drehte den Kopf zur Seite und vollführte eine abwertende Handbewegung. »Er hat sich eine Glatze rasieren lassen.«

»Hat er Läuse?«, scherzte Lukas.

»Er meint, das wäre im Moment *in*.«

»Jeder, wie es ihm gefällt. Grüße ihn von mir. Kommst du allein hoch, oder soll ich helfen?«

Jan ergriff die dargebotene Hand und erhob sich kraftlos. »Erst der schmerzende Rücken und jetzt auch noch Druckstellen im Sitzfleisch«, beschwerte er sich, konnte aber ein verschmitztes Lächeln nicht unterdrücken.

Zwei Stunden später – das Wetter hatte wider Erwarten gehalten – trafen sie auf dem kleinen Parkplatz mit Günther zusammen. Lukas stellte den Rucksack auf der Ladefläche seines Geländewagens ab.

»Warst du erfolgreich?«, fragte er ihn.

Günther öffnete seinen Rucksack und ließ sie hineinsehen. »Voilà! Ich bin hochzufrieden. Hauyn-haltige Auswürflinge und Sanidinite – was will ich mehr. Und wie sieht's bei euch aus?«

»Ein Reagenzglas ist nicht voll geworden, dazu sind die Hauyne nun wirklich zu klein, aber das holen wir bei Gelegenheit nach. Zeig mal deine Fundstücke.«

Günther langte in den Rucksack und holte einen handtellergroßen vulkanischen Auswürfling hervor.

»Du hast dich verletzt?« Lukas griff nach Günthers Hand. Zwischen Daumen und Zeigefinger verlief ein schmales Rinnsal von Blut.

»Habe ich im Eifer des Gefechts gar nicht bemerkt.«

»Das werden wir erst einmal verarzten.«

»Lass nur, sind doch Peanuts«, wehrte Günther ab.

Lukas reichte Jan den Auswürfling und kramte auf der hinteren Sitzbank seines Autos unter einer Decke einen Verbandskasten hervor. Mit Wasser aus einer Trinkflasche tränkte er ein Tuch, tupfte das teilweise geronnene Blut ab und reinigte die kleine Wunde. »So, Pflaster drauf und fertig. Ist halb so schlimm.«

»Sagte ich bereits. Peanuts«, entgegnete Günther. Sein dankbarer Gesichtsausdruck zeigte aber, dass er froh war, die Verletzung versorgt zu wissen.

Ein auflebender Westwind trieb die Vorboten der Regenwolken, die sich über den Gänsehals wälzten, bis in die Osteifel. Böen wirbelten Staub auf und jagten ihn durch die Grube. Über der Freifläche, die Jan und Lukas nach Mineralen abgesucht hatten, bildete sich ein Staubteufel, der allerdings schnell wieder zusammenbrach. Der erste größere Regenschauer stand bevor. Bei dem einen würde es nicht bleiben, dazu war die heranziehende Wolkenmasse zu kompakt.

»Kennst du die ehemalige Erzgrube Barthold?«, fragte Lukas, der mit Günther über Mineralogie fachsimpelte. Jan spitzte interessiert die Ohren.

»Sie befindet sich nordöstlich von Wassenach. Ich bin im Juli einmal dort gewesen, habe um das Stollenmundloch herum aber nur taubes Gestein gefunden.«

»Dann warst du nicht an der richtigen Stelle. Du hättest den Waldweg hinaufsteigen müssen.«

»Hat sich deine Suche gelohnt?«

»Kommt darauf an, was du erwartest. Museumsstücke gibt es keine. Ich habe oben im Wald die Reste einer alten Halde gefunden, mit viel Quarz und *Rotem Glaskopf*.«

Jan warf Lukas einen erstaunten Blick zu. »Von was redet ihr? Was ist Roter Glaskopf?«

»Eine besondere Ausbildungsform des Minerals Hämatit«, belehrte ihn Günther. »Was machen Sie denn so? Sammeln Sie auch?«

»Normalerweise nicht. Hat mich aber interessiert, was ihr Mineraliensammler so treibt. Ich studiere Astronomie und arbeite zeitweise im Observatorium bei Schalkenmehren.«

»Interessant. Ich habe mich in meiner Jugend auch für Astronomie interessiert und besaß sogar ein Fernrohr, eines dieser sogenannten Kaufhaus-Teleskope. Ich hatte viel Freude damit. Später habe ich mich einem irdischen Hobby zugewandt, der Mineralogie.«

»Wenn man Spaß daran hat, ist das bestimmt ein spannendes Steckenpferd«, bestätigte Jan und Günther nickte zustimmend.

Über dem Rheintal im Osten und dem angrenzenden Niederwesterwald vergingen die letzten Sonnenstrahlen. Graue Wolken überzogen inzwischen fast den gesamten Himmel.

Günther griff in seine Hosentasche und holte eine Packung *Gauloises Blondes blau* hervor. Er bot Lukas und Jan eine Zigarette an, die sie ablehnten.

»Das ist lobenswert«, gestand er ein. »Ich hätte damit nicht anfangen sollen. Jetzt ist es zu spät.«

»Bist du vom Nikotin abhängig?«

Günther druckste herum. »Ja, das gebe ich aber nicht gern zu.«

»Wie viel rauchst du am Tag?«

»Fast zwei Schachteln. Ich bin Kettenraucher.«

Lukas verkniff sich einen Kommentar.

»Vielleicht hält das Wetter noch eine Zigarettenlänge.«
Günther zündete sich einen Glimmstängel an.

»Die Steine und Minerale müssen untergebracht werden. Wo lassen Sie das alles?«, fragte Jan und wandte sich ab, um den Rauch der Zigarette nicht einatmen zu müssen.

»Damit habe ich kein Problem. Ich wohne im Haus meiner Eltern. Da ist Platz genug. Außerdem steht mir unser Gartenhaus zur Verfügung. Darin kann ich schalten und walten, wie ich will.«

Jan drehte den Auswürfling zum wiederholten Mal in der Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. Lukas fiel sein skeptischer Blick auf.

»Ohne Kritik üben zu wollen, aber was ist an dem Stein Besonderes?«

»Das ist ein Sanidinit, erkennbar an der grobkörnigen Struktur und der weißen Farbe. Das Besondere erkennt man erst unter dem Mikroskop. Sanidinite enthalten sehr oft winzige, gut ausgebildete Kristalle seltener Minerale«, klärte ihn Lukas auf.

Jan gab ihm den Auswürfling. Lukas warf einen Blick darauf und legte ihn auf die Ladefläche seines Wagens. Er wollte ihn später genauer ansehen. »Mir ist aufgefallen, dass du das rechte Bein nachziehst, Günther. Was ist passiert?«

»War ein dämlicher Unfall. Nicht so schlimm. Tut manchmal noch weh, gibt sich aber wieder.«

»Ein Autounfall?«

»Nein. Ist vor einer Woche im Steinbruch am Schellkopf geschehen. Bin auf Geröll ins Straucheln gekommen und mit dem Knie auf einem kantigen Steinbrocken aufgeschlagen.«

»Ja, ja.« Lukas verzog das Gesicht. »Ein Mineraliensammler muss überaus leidensfähig sein.«

»Witzbold«, kommentierte Günther die Feststellung und fuhr ernst fort: »Habt ihr von dem Mord gehört?« Er warf den heruntergebrannten Zigarettenstummel weg.

»Es wird in allen Zeitungen gestanden haben«, mutmaßte Lukas. »Selbst in der Polizeischule ist darüber gesprochen worden.«

»Wenn man bedenkt, dass das Verbrechen nicht einmal vier Kilometer Luftlinie von hier verübt worden ist.« Günther zeigte in Richtung des Laacher Kopfs. »War in der Gegend das Gesprächsthema Nummer eins.«

»Hoffentlich schnappen sie den Kerl bald«, entgegnete Jan und kickte einen Bimsbrocken fort. »Vielleicht kannst du an der Aufklärung mitarbeiten und löst den Fall.«

»Mal langsam«, sagte Günther. »Ich weiß, dass du eine Polizeiausbildung durchläufst. Aber wie darf ich das verstehen?«

»Im September trete ich ein Praktikum in der Kriminalinspektion Mayen an.«

»Verstehe. Aber glaubst du wirklich, die alten Hasen lassen einen Frischling mitarbeiten?« Günther legte die Stirn in Falten.

»Ich bin nicht so vermessen, zu behaupten, ich könnte den Mord aufklären. Dazu fehlt mir die Praxis. Aber weiß man's? Ich werde mein Möglichstes dazu beitragen, dem Verbrecher das Handwerk zu legen.«

»Wie ich dich kenne, wirst du deinen ganzen Ehrgeiz einbringen«, sagte Jan und klopfte Lukas auf die Schulter.

Günther blickte auf seine Armbanduhr. »War nett, mit euch zu plaudern, Jungs, aber ich muss los. Meine Schwester hat mich zum Essen eingeladen.« Er warf seinen Rucksack über die Schulter. Augenblicke später fuhr er davon.

Günther befand sich längst außer Sichtweite, als Lukas einfiel, dass der Auswürfling noch auf der Ladefläche seines Wagens lag. Er würde den Stein bei nächster Gelegenheit zurückgeben.

Auch für Jan und Lukas wurde es Zeit, aufzubrechen. Aus einer sich mächtig aufblähenden Wolke fielen einzelne Regentropfen.

»Das war's für heute.« Jan wischte einen Tropfen von seiner Stirn. »Es war ein interessanter, aber anstrengender Vormittag.«

»Ich stimme zu, und es hat sich gelohnt. Möchtest du die Hauyne einstecken?«

»Nein, leg sie zu deiner Sammlung.«

»Gern. Wir telefonieren wieder miteinander, und schöne Grüße an deine Mutter.«

Lukas zog die Autotür hinter sich zu, da öffneten sich die Schleusen des Himmels und ein heftiger Regenschauer prasselte auf das Land nieder. Die Tropfen schlugen Krater in den feinen vulkanischen Staub. Innerhalb kurzer Zeit verwandelte sich der staubtrockene Weg in eine von schmutzig-grauen Rinnsalen durchzogene Piste.

Er dachte an das Gespräch über das Verbrechen und fieberte danach, an einem interessanten Mordfall mitarbeiten zu dürfen. Endlich einmal Praxis und nicht nur trockene Theorie.

Um den Richtfunkturm auf dem Gänsehals tobte ein heftiges Gewitter.

**Die Leseprobe hat dir gefallen?
Hol dir das E-Book in einem der
zahlreichen, bekannten Onlineshops.**

Viel Spaß beim Lesen.

Danke

Ich bedanke mich sehr herzlich bei allen Menschen, die mir bei der Entstehung des Buches geholfen haben.

Zuallererst bei Susanne, die mich unwissenden Anfänger damals unter ihre Fittiche genommen und in die Kunst des fiktiven und stilistisch guten Schreibens eingeführt hat. Ihr habe ich zu verdanken, dass ich heute so weit bin.

Marion, meine Gattin, die mich überredet hat, das Manuskript wieder aus der Schublade zu holen und zu überarbeiten. Sie hat mir stets Mut gemacht und stand mit Rat und Tat an meiner Seite.

Rainer, der radikal alles gestrichen hat, was die Spannung im Roman hemmte. Auch wenn es mir manchmal schwerfiel, aber er hatte recht.

Ebenso bei allen Lesern, die ihre Zeit für mich geopfert haben, um mein Buch zu lesen.

Und natürlich dem Verlag, der mein Manuskript angenommen hat, sowie den Lektorinnen, die mein Buch äußerst konstruktiv begleitet haben.



Ein herzliches



geht an unsere Testleser

Beata K., Kerstin T. und Uwe T.

Nemti

Manfred Wloch

Ein Serienmörder versetzt die Bewohner der Ost-eifel in Angst und Schrecken. Seine Opfer sterben einen qualvollen Tod, sie verbluten. Die einzige Verbindung zwischen ihnen ist das Symbol seines Gottes, das der Täter in ihre Wangen ritzt.

Kommissaranwärter Lukas Dux findet Hinweise, die auf die Spur des Schlitzers führen, aber auch ungewöhnliche Fragen aufwerfen. In welchem Zusammenhang mit den Verbrechen steht das Erscheinen eines Kometen über der Eifel? Hat ein uralter Mythos mit den Morden zu tun?

Lukas' Verdacht bringt ihn in tödliche Gefahr ...